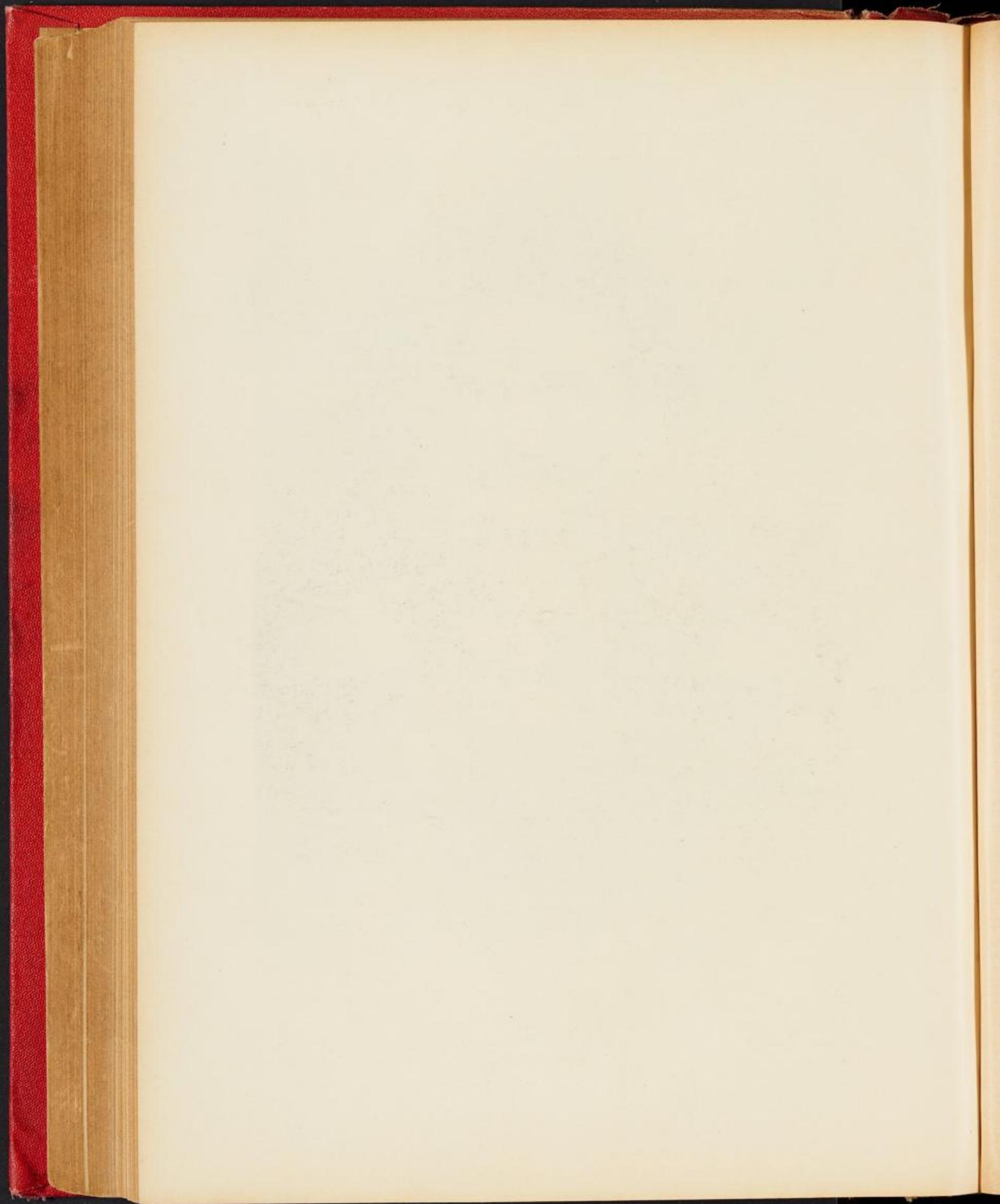




Ludwig II.
König von Baiern

geb. 25. August 1845, gest. 14. Juni 1886.





Gefunden am Nil.

Eine Erzählung von Hanns von Spielberg.

I.

Ich saß unter den prächtigen Palmen im Garten des Hotel du Nil zu Kairo, schlürfte meinen Kaffee und sann auf einen pikanten, originellen Schluß für meinen Bericht, der noch heute abgehen mußte, wenn er den Dampfer in Alexandrien rechtzeitig erreichen sollte — es mußte etwas wirklich Packendes sein, das den etwas dürstigen, bisher gesammelten Notizen ein fulminantes Relief gab und den Lesern zugleich die Ueberzeugung einflößte: Was wird uns dieser seltene Mann, diese Perle unter allen Zeitungscorrespondenten erst schreiben, wenn er wirklich an Ort und Stelle ist und mitten im Kampfgetümmel, rechts eine platzende Granate, vor sich den Mahdi höchstselbst mit gezücktem Schwert, sein Taschenbuch herauszieht und mit klassischer Ruhe etwa notirt: „8 Uhr 35 Minuten, das Gefecht hat seinen Höhepunkt erreicht, General Wolseley drückte mir soeben die Hand und sagte, daß Alles gut ginge u. s. w.“ Aber Pardon! ich bemerke soeben, daß ich ganz übersehen habe, den Leser mit meiner Person und meinen Aufgaben bekannt zu machen: Ich stelle mich also pflichtschuldigst als Kriegsberichterstatler der *X.*-Zeitung, der Name thut nichts zur Sache, vor. Meine Redaktion oder richtiger der Herr Verleger unseres Journals hatte noch in letzter Stunde die Nothwendigkeit empfunden, einen Specialcorrespondenten nach dem Süden zu entsenden, in letzter Stunde sage ich, denn leider war über dem Hin- und Herüberlegen, ob sich

II. 2.

die Sache lohne, so viel Zeit verstrichen, daß, als ich in Alexandrien ans Land stieg, die erste Nachricht, die ich empfing, die Kunde vom Fall Khartums, vom Tode des braven Gordon war. In Kairo brauchte ich trotz meiner außerordentlich guten Empfehlungen immerhin einige Tage, um die Erlaubniß, nach dem Kriegsschauplatz abgehen zu dürfen, für mich zu erwirken und ich hatte mich daher bis jetzt darauf beschränken müssen, sogenannte „Reisebriefe“, wie die Technik der Redactionen sie nennt, zu schreiben, d. h. mit anderen Worten an Stelle von wirklich Gesehenem und Erlebtem allgemeine „auf der Reise“ gesammelte Eindrücke in ein kleidsames Gewand zu hüllen. Es ist das, unter uns gesagt, für einen ehrgeizigen Berichterstatler eine abscheuliche Situation, denn er weiß ganz genau, wie der Chefredacteur schimpft: „Was trädelt Herr N. denn immer noch in Kairo herum, dazu brauchen wir doch wahrhaftig keinen Specialberichterstatler, den Salm können wir uns aus der Times selbst zusammenbrauen“ (mit der Scheere nämlich) und wie vor Allem der Verleger sich verzweifelt die letzten Haare ausrauft: „Mein Geld, mein schönes Geld!“ hört man ihn ordentlich rufen. Was Wunder, daß ich so frampfhaft nach einem pikanten Schluß meines Briefes suchte, es war ja endlich der letzte seiner Gattung, denn morgen, morgen schon lag Kairo hinter mir. Befand ich mich aber erst wirklich auf der Tour nach dem Kriegsschauplatz, dann fehlte auch der originelle Stoff nicht: Schlimmsten Falls begegnet man

doch irgend einem Transport Evacuirtes und kann sich, wie sich's für einen ordentlichen Correspondenten schickt und geziemt, von ihnen die tollsten Geschichten aufbinden lassen.

Ich saß also wie gesagt im Garten des trefflichen Hotel du Nil und hoffte, daß mir eine der Sykomoren, die sich über meinem sorgenschweren Haupte wölbten, etwas Originelles vom Wüstenlande erzählen würde. Da trat plötzlich Franz, der Oberkellner, ein feischer Wiener, der mich schon von meinem letzten ägyptischen Aufenthalt her kannte, an mich heran und raunte mir lächelnd in's Ohr: „Herr Doctor,“ wir Leute von der Feder können nämlich sogar am Nilstrande dem Doctortitel nicht entgehen, selbst wenn wir uns noch so sehr dagegen sträuben, „Herr Doctor, die hübsche Lady von No. 17 läßt fragen, ob sie den Herrn Doctor in einer wichtigen Angelegenheit sprechen könne.“

Wie elektrisirt sprang ich auf, mein ganzer Bericht war im Nu vergessen: No. 17, oder vielmehr Miß Eleonore Sampson, war nämlich in den beiden letzten Tagen, so lange weilte sie in Kairo, der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit des Hotels gewesen, und zwar nicht nur ihrer wirklich auffallenden Schönheit halber, sondern mehr vielleicht noch wegen der scheuen Zurückgezogenheit, die sie beobachtete; keiner von uns Herren konnte sich rühmen, auch nur ein Wort von ihren Lippen oder gar einen Blick aus ihren tiefen, seelenvollen Augen erhascht zu haben. Und nun begehrte mich Miß Eleonore Sampson — den Namen hatte uns das Fremdenbuch verrathen — zu sprechen, mich, den jungen, unbekanntem deutschen Literaten?! „Sofort, Franz — nein, ich muß ja erst meinen Frack anziehen. O weh, der ist bereits eingepackt. Franz, schaffen Sie Rath, was thun?“

Der Ganymed lächelte wiederum. „Ich würde dem Herrn Doctor ja gern meinen allerbesten zur Verfügung stellen,“ meinte er gnädig. „Aber Miß Sampson scheint es nicht zu erwarten, sie fragte mich wenigstens, ob sie den Herrn sofort sprechen könne.“

„Schön, ich komme. Wo ist die Dame?“

„Auf ihrem Zimmer. Sie hat den Konversationsalon noch nie betreten.“

Auf ihrem Zimmer wollte sie mich sogar empfangen. Ich wußte gar nicht, was mir geschah — es war zu wunderbar. Diese kalte Schönheit befahl, mein bat mich um ein Gespräch, sofort, auf ihrem Zimmer: Ja, ja, Aegypten ist immer noch das Land der Wunder, wie zur Zeit des seligen Herrn Osiris und der Madame Isis! Ich gestehe, mir pochte ein wenig das Herz, als ich die Treppe hinaufhüpfte und als ich endlich an die Zimmerthür No. 17 pochte — Franz hatte gemeint, anmelden sei nicht nöthig, da ich erwartet würde — fühlte ich, daß ich ganz roth geworden war.

Miß Sampson stand in der Mitte des Zimmers, es war augenscheinlich, sie hatte mich wirklich erwartet. Mit einer freundlichen Handbewegung bat sie mich, Platz zu nehmen und fragte verbindlich: „Ist es Ihnen angenehmer, wenn wir deutsch sprechen? Ich bediene mich beider Sprachen mit gleicher Leichtigkeit.“

„Ganz wie Sie befehlen.“

„Nun gut, mein Herr, so sprechen wir deutsch — es die Sprache meiner Mutter, und ich freue mich stets, wenn ich ihre Klänge höre.“ Dabei sah ich zum ersten Male ein leises, sanftes Lächeln über ihre Züge gleiten und in diesem Augenblick empfand ich erst ganz, wie schön sie war. Das zarte, feine Gesicht vom edelsten Schnitt, nur der Mund vielleicht, aber auch nur vielleicht, etwas zu energisch geformt, die Augen mandelförmig und von jenem feuchten Schimmer, den nur noch gewisse Edelsteine besitzen, den aber die Palette keines Malers wiedergeben kann. Das junge Mädchen — ich mochte ihr etwa zweiundzwanzig Jahre geben — war nicht groß, aber die fein proportionirte Gestalt war ungemein elastisch, Füße und Hände schienen mir von gradezu erschreckender Kleinheit.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, mein Herr,“ fuhr sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme fort, „daß ich Ihre gewiß sehr kostbare Zeit in Anspruch nehme, und Sie werden mich gewiß noch unbescheidener finden, wenn ich mit meinem eigentlichen Anliegen zum Vorschein komme.“

„Befehlen Sie ganz über mich, Miß Sampson. Was in meinen bescheidenen Kräften steht, werde ich gewiß gern, sehr gern thun, wenn ich wirklich so glücklich sein soll, Ihnen einen Dienst leisten zu dürfen.“

„Meine Bitte ist allerdings sehr eigenartiger Natur, und nur die Verhältnisse können es entschuldigen, wenn ich als junges Mädchen Ihnen hier dieselbe vortrage. Vor zehn Tagen empfing ich in Cannes, wo ich mich augenblicklich aufhielt, die telegraphische Benachrichtigung von der schweren Verwundung,“ ihre Stimme bebte leise und ich bemerkte, wie sie sich zwingen mußte, ruhig fortzufahren: „von der schweren Verwundung meines — Bruders, der als Capitain bei dem sechsten Linien-Infanterie-Regiment steht, aber für die Dauer der Expedition zum Stabe des General Wolseley commandirt war. Wir haben keine Eltern mehr und stehen überhaupt ganz allein in der Welt, sie werden es daher erklärlich finden, daß es mein höchster Wunsch war, an das Schmerzenslager Alfreds zu eilen. Ich brach denn auch, nur von meiner alten Kammerfrau begleitet, sofort auf und reiste mit möglichster Beschleunigung hierher, um in Kairo erst die ganze Schwierigkeit meines Unterfangens zu übersehen, die meine wohl verzeihliche Auf-

regung mir bisher gänzlich verhüllt hatte. Nicht nur, daß man mir bei unseren Behörden nicht einmal mit Bestimmtheit sagen konnte, wo Alfred liege — wahrscheinlich in Korosko oder Wadi-Halsa meinte man allerdings, da die meisten Verwundeten bis dort zurücktransportirt worden seien — sondern man rieth mir auch mit aller Energie ab, die weitere Reise zu wagen, ja erklärte sie für eine einzelne Dame geradezu für unmöglich. Ein wohlwollender Generalstabsmajor, den ich zufällig von Edinburgh her kannte, sagte mir schließlich, daß wahrscheinlich Anfang nächsten Monats ein größerer Transport, darunter auch einige barmherzige Schwestern, nach Wadi-Halsa abgehen würde und schlug mir vor, mich diesem anzuschließen, aber mein Gott, das heißt über vierzehn Tage verlieren und jede Minute muß mir kostbar sein.“ In ihren Augen schimmerte es feucht und ihre Hände pressten sich krampfhaft ineinander, als sie nach einer kleinen Unterbrechung ihren Bericht fortsetzte: „Ich entschloß mich also, allen Gefahren trougend, allein aufzubrechen, der Wirth des Hotels besorgte mir einen Dragoman, den auch unser Consul als zuverlässig schilderte — da hörte ich zufällig, daß Sie, Herr Doctor, morgen die Reise nach dem Kriegsschauplatz antreten wollen und, nennen Sie es eine innere Eingebung, ich faßte sofort den Entschluß, Sie um die Erlaubniß zu bitten, mich Ihnen anschließen, mich unter Ihren Schutz stellen zu dürfen. Ich weiß, ichbürde Ihnen damit eine Last, vielleicht eine große Last auf und ich bitte Sie daher zugleich, mir ganz offen und ohne jede Rücksicht zu sagen, ob Sie meine Bitte erfüllen wollen und — können.“

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich sofort meine vollste Bereitwilligkeit aussprach, aber ich konnte mich doch auch nicht enthalten, ja ich hielt es geradezu für meine Pflicht, die junge Dame noch einmal auf die Strapazen einer derartigen Tour, von etwaigen Gefahren ganz abgesehen, aufmerksam zu machen und ihr auch vorzuhalten, ob sie wirklich meine, ihrem Bruder Hülfe, Erleichterung, Nutzen bringen zu können, wenn es ihr gelänge, ihn zu erreichen.

Wiß Sampson neigte das Haupt: „Das alles, was Sie mir sagen, ist mir in den letzten Tagen wiederholt entwickelt worden, es kann meinen Entschluß nicht hindern, der unwiderruflich feststeht: Schlimmsten Falls reise ich allein!“

„Keinesfalls, keinesfalls!“ rief ich eifrig. „Ich danke Ihnen im Gegentheil auf das herzlichste für das Vertrauen, das Sie einem gänzlich Unbekannten erweisen, und ich werde mich bemühen, ihm nach Kräften gerecht zu werden.“

Die junge Dame lächelte leise: „Ein ganz Unbekannter sind Sie mir nun freilich nicht, daß ich

es nur gestehe. Zu Köln am schönen Rhein wohnt eine Schwester meiner verstorbenen Mutter, und mein kleines Cousinchen Else hat mir nicht selten von einem jungen Schriftsteller geschrieben, der als ein guter Freund in ihrem Hause aus- und eingetret und dessen Name mit dem Ihrigen, mein Herr, eine so große Aehnlichkeit hat, daß mir das sofort auffiel.“

Ich glaube, ich wurde ein wenig roth, besonders bei dem Gedanken an die Erregung, mit der ich vorhin die Treppe zu Nr. 17 heraufgeseilt war — wenn das Else gesehen hätte, was würde sie von der Treue der Männerherzen gedacht haben, hatte ich ihr doch noch beim Abschiednehmen gesagt, indem ich mich über ihre Hand beugte: „Auch in der Ferne werden meine Gedanken nur hier sein!“ Ich erinnerte mich jetzt auch, daß im gastfreien Heim der Frau Weller die englischen Verwandten häufiger erwähnt worden waren, aber ich mochte mich wohl zu ausschließlich mit den blauen Augen der Tochter des Hauses beschäftigen und darüber alle näheren Details überhört haben.

„Dann freut es mich doppelt, Ihnen gefällig sein zu können, Wiß Sampson,“ sagte ich nicht ohne eine kleine Verlegenheit. „Ich wollte morgen früh aufbrechen und werde mich daher sofort mit Ihrem Dragoman in Verbindung setzen.“

Sie reichte mir die Hand. „Ich danke Ihnen,“ entgegnete sie mit einfacher Herzlichkeit. „Und sorgen Sie nicht, eine allzu schwerfällige Reisegefährtin in mir gefunden zu haben: Ich bin gesund und kräftig und habe mich schon ziemlich viel in der Welt umher getummelt. Mein Dragoman wird jedenfalls mit den Reiseausrüstungen zur rechten Zeit fertig sein, mit Geld ist er reichlich von mir versehen worden, wenn Sie aber noch irgend etwas für nöthig halten, so bitte, befehlen Sie. Und nun: Auf gute Reisefreundschaft!“

„Darf ich nicht lieber sagen: Auf gute Freundschaft überhaupt?“

Es war eigenthümlich, das Wort, von mir eigentlich ohne tieferen Sinn gebraucht, schien sie schmerzlich zu berühren, sie zuckte zusammen und antwortete erst nach einer ganzen Weile mit gepreßtem Tonfall: „Meine Freundschaft hat noch Niemand Glück gebracht — am allerwenigsten denen, denen ich sie aus vollstem Herzen entgegen brachte.“ Dann aber fügte sie, augenscheinlich alle Energie zusammenraffend, fast geschäftsmäßig hinzu: „Also Sie geben mir heute Abend noch Bescheid wegen der Aufbruchzeit? Auf Wiedersehen bis dahin, Herr Doctor.“

II.

Um 5 Uhr früh saßen wir in einem Coupée I. Classe der Bahn Kairo-Sint. Daß doch Alle

die, welche je gegen Excellenz Maybach und unsere deutschen Bahneinrichtungen gefrevelt haben, gleich uns 14 Stunden lang in jenem Marterkasten, bei dessen Anblick selbst ein unserer heimischen Coupée's dritter Güte über diese Verwandtschaft schamroth geworden wäre, geessen hätten. Die Sonne brannte bald fürchterlich auf den zerrissenen Lederfäden und durch die schlechtschließenden Fenster drang unablässig der feine Staub, den die Räder auf dem Schienenstrang in ihrem rastlosen Flug aufwirbelten. Es war kein sehr rosiger Beginn unserer Reise und selbst das Diner, das uns Hassan, der Dragoman, vorsichtiger Weise in Abu-Djirdjets telegraphisch bestellt hatte, war nicht verlockend. Wir freuten uns herzlich, als kurz vor Sonnenuntergang Sicut auftauchte, und der Zug endlich in den ziemlich primitiven Bahnhof einrollte, glücklicherweise so pünktlich, das wir den Anschluß an den Postdampfer, der um 9 Uhr nach Luxor weiterging, noch erreichten.

Der Tag war anstrengend genug gewesen, aber das wußte ich schon jetzt, Miß Sampson hatte Recht gehabt, als sie mir sagte: „Sie werden an mir keine allzu schwerfällige Reisegefährtin finden.“ In dem zarten Körper mußte eine eiserne Energie wohnen, nicht ein Wort der Klage war über ihre Lippen gekommen und am Abend schien sie am Theetisch im Salon des Dampfers noch ebenso frisch, als am Morgen auf dem Bahnhof von Kairo. Dabei waren uns, oder richtiger und bescheidener, mir wenigstens die Stunden wie im Fluge verstrichen. Miß Sampson verfügte über eine mehr als gewöhnliche Bildung und besaß vor Allem, was unseren „höheren Töchtern“ ja meist abgeht, einen zum selbstständigen Denken entwickelten Verstand. Wir hatten aus dem Hundertsten in's Tausendste geplaudert und jeder neuen Wendung des Gesprächs brachte sie neues Interesse entgegen, ja gab ihr belebende Anregung; bisweilen freilich schien mir ihr Urtheil etwas scharf, ihre Pointen allzu zugespitzt und nicht selten lag in ihren Worten eine Ironie, die ich mit dem sanften Schimmer ihrer Augen gar nicht recht in Einklang bringen konnte. Ich nahm keinen Anstand, ihr dies gelegentlich zu sagen. Sie sah mich groß an und entgegnete ruhig: „Meinen Sie? Vielleicht haben Sie Recht: Es ist das Leben, das mich bitterer gemacht hat, als gut ist.“

Was konnte das Leben diesem lebenswürdigen, schönen und augenscheinlich mit allen irdischen Glücksgütern ausgestatteten Wesen angethan haben?

Langsam schleppte sich der Dampfer auf seiner Bergfahrt stromauf an den von Palmenhainen umfriedeten Zellahdörfern, den einsörmigen Maisfeldern und Zuckerplantagen vorbei — von der ersten Morgenstunde an bot sich uns lange Zeit fast stets das gleiche Bild. Auf den zahllosen Sandbänken

paradirten in gutausgerichteten Compagniefronten Tausende und Abertausende von rosenfarbenen Flamingo's, am Ufer suchten stelzbeinige blaue Reiher im Rohrslamm ihr leckeres Morgenmahl, ab und zu sahen wir auch einige Zellahfrauen, mächtige dickbäuchige Wasserkrüge auf dem Kopf balancirend, zum Nil herabsteigen oder begegneten einem großen Segelboot, das hoch mit Mais beladen nach Kairo hinabtrieb. Auch am zweiten Tage änderte sich die Scenerie wenig — von Weitem nur sehen wir die Riesenmauern des Osiristempels im alten Abydos und das Ruinenfeld von Dendera und, offen gestanden, unsere Gedanken waren auch wohl zu sehr anderweitig beschäftigt, um uns die eigenartigen Eindrücke einer solchen Nilfahrt mit vollem, offenem Herzen aufnehmen zu lassen. Miß Eleonore saß stundenlang wortlos unter dem Sonnendach auf Deck und blickte unverwandt in die trüben Fluthen, und ich hatte mir, nachdem ich bemerkt zu haben glaubte, daß sie nicht gestört sein wolle, eine Hängematte auf dem Hinterdeck anbringen lassen und träumte in derselben abwechselnd vom Mahdi und von blutigen Schlachten, von Sir Wolseley und meinem Chefredakteur mit seinem vernichtenden Nothstift und, daß ich's nicht verschweige, von der kleinen Villa in Köln, die eine gewisse junge Dame beherbergte, welche, ohne daß ich es ihr je gestanden hätte, meinem Herzen sehr nahe stand. Von dem Herzklopfen, das die erste Begegnung mit Miß Sampson in mir erweckt, war ich gründlich curirt — sie war mir ein Gegenstand zu ernster Verehrung geworden, als daß ich wagen sollte, sie zu lieben: Du konntest ganz ruhig sein, Else, es war trotz der Schönheit Deiner Cousine eine ganz ungefährliche Sache mit unserer gemeinsamen Nilfahrt. Am späten Nachmittage gesellten wir uns meist zu einander, wie Miß Sampson selbst mit ihrem eigenartigen Lächeln sagte: „Da wir uns nun wohl genug ausgeschwiegen hätten.“ Ich werde dieser Stunden nie vergessen, denn sie erwarben mir das Vertrauen eines edelempfindenden Herzens und mehr als das, schließlich eine hoffentlich ewig dauernde Freundschaft, wie sie schöner und reiner nicht gedacht werden kann.

Die Fahrt bis Assuan ging glatt und anstandslos von Statten, erst hier am Endpunkt der durch den ersten Nilatarakt begrenzten regelmäßigen Postdampfschiffahrt begannen die Schwierigkeiten, hier trafen wir auch auf die ersten Anzeichen, daß wir uns auf der großen Nachschubstraße des Expeditionsheeres befanden: In Selsele und Assuan waren umfangreiche Depots und Magazine angelegt und das palmenbeschattete Tempeleiland Elefantine mit seinen Säulenhallen, Pylonen und Massivfronten schien sich in eine Gesundheitsstation verwandelt zu haben, denn wir sahen vom Ufer aus allerlei mili-

türkische Gestalten in sehr leichtem Costüm auf den Trümmern lustwandeln und selbst einige Zelte blinkten aus dem grünen Gebüsch weißschimmernd herüber. Natürlich erkundigten wir uns sofort, ob sich vielleicht ein Mister Alfred Sampson auf der Insel befände, aber es war überhaupt nicht ein Offizier unter den Herren, sondern es waren nur Militärbeamte, „Mehlwürmer“, sagten wir anno 1870, die sich im Schatten des ehrwürdigen Fristempels erholten.

Was nun die Schwierigkeiten des Weiterkommens anbetraf, so wurden schließlich Dank der freundlichen Unterstützung des deutschen Consularagenten, des trefflichen Herrn Todrus, und der erprobten Fündigkeit unseres Dragomans auch sie überwunden: Unterhalb des Kataraktes, der eigentlich diesen Namen gar nicht verdient, sondern nur eine Vereinigung einzelner Stromschnellen ist, trieben Beide für uns ein leidlich comfortable „Dahabiye“ — ein Segelboot mit Kajüten nämlich — auf, dessen Besizer sich gegen ein allerdings enormes Honorar bereit finden ließ, uns bis Wadi-Halsa zu befördern. Mister Hassan, der Dragoman, sorgte noch für eine Verstärkung unseres von Kairo mitgenommenen Proviantes, ich selbst erstand mir in einem Bazar von Assuan einen mächtigen türkischen Säbel, der, als ich zum ersten Mal mit ihm bewaffnet erschien, meiner Reisegefährtin ein stilles Lächeln ablockte, dann konnte die Fahrt beginnen.

War die Bergfahrt mit dem Dampfer langsam gewesen, so froch die Dahabiye wie eine Schnecke und kein Goldsporn konnte den braunen Kapitän zu einer Beschleunigung bewegen. Unsere Ungeduld aber wuchs von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Miß Leonore schien mir oft sieberhaft erregt, sie sprach dann äußerst lebhaft über alle möglichen Themen, als ob sie dadurch ihre Gedanken ablenken wollte. Auch Else wurde jetzt häufig von ihr erwähnt, sie erzählte mir, wie sie Beide sich vor drei Jahren, als sie die Kölner Verwandten besuchte, fennen und lieben gelernt hätten und sie schwärmte sogar ein wenig von ihrer kleinen deutschen Cousine — was mir natürlich, um vulgärer zu sprechen als der Gegenstand eigentlich gestattet, „sehr glatt herunterging“. Von ihrem Bruder sprach sie unaufgefordert nie; ich fand dies ganz natürlich und bemühte mich auch meinerseits, das schmerzliche Thema nicht zu berühren: Wußte sie doch nicht einmal, ob sie ihn lebend wiedersehen würde.

Am dritten Tage nach Assuan begegneten wir einem jener kleinen Stahldampfer, die den officiellen Verkehr zwischen Wadi-Halsa und dem ersten Katarakt vermitteln. Der Capitain rief uns an und drehte, als wir unsere Namen und den Zweck unserer Reise genannt hatten, bei; es befanden sich einige Offiziere an Bord, die krankheitshalber den

Kriegsschauplatz verlassen mußten, und das Glück wollte, daß wir von einem derselben eine wenn auch zweifelhafte Auskunft über Leonorens Bruder erhielten: Er theilte uns nämlich mit, daß in Korosko ein Capitain des 6. Linien-Infanterie-Regiments schwer verwundet und nicht evacuationsfähig liege, den Namen wußte er nicht bestimmt, meinte aber, der Betreffende „könne wohl“ Sampson heißen. Es war merkwürdig, wie diese Nachricht meine Reisegefährtin ergriff: ich hätte gemeint, die Kunde, daß ihr Bruder wahrscheinlich so nah und vor Allen, daß er noch lebe, hätte sie erfreuen müssen, aber ich sah mit Staunen, wie sie erst tief erröthete und dann, beide Hände vor das Gesicht schlagend, wortlos der Kajüte zuwanfte, um sie während des ganzen Tages nicht mehr zu verlassen.

Erst spät am Abend kam sie wieder an's Deck. Ich lag vorn am Bug der Dahabiye und lauschte dem leisen Plätschern des Wassers, sie nahm neben mir Platz und saß eine ganze Weile still und starr, ja, als ich endlich versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, gab sie nur ein einsilbiges Ja oder Nein zur Antwort. Dann aber legte sie plötzlich ihre Hand auf meinen Arm und sagte leise: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, mein Freund.“

Der Ton ihrer Stimme klang so verändert, daß ich fast erschrocken aufsprang, erst jetzt bemerkte ich, daß sie blaß wie der Tod war, jeder Blutstropfen schien aus ihrem Gesicht gewichen und um den Mund lag ein tiefschmerzlicher Zug, der von schweren Seelenkämpfen erzählte. So hatte ich Leonore noch nie gesehen; ich wollte etwas erwidern, aber sie ließ mich nicht dazu kommen.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen,“ wiederholte sie und die Worte glitten nur schwer und widerstrebend über ihre Lippen. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie belogen und betrogen habe: Es ist nicht mein Bruder, dessen Krankenlager ich aufzusuchen kam.“ Kaum war es heraus, so barg sie schluchzend die Hände in das Gesicht und schwere Thränen perlten, im Mondenlicht wie Thautropfen funkelnd, zwischen den feinen, zarten Fingern.

Ich war allerdings erstaunt und erschrocken. Diese Eröffnung hatte ich nicht erwartet. Aber der Schmerz des jungen, schönen Mädchens, das ich in den letzten Tagen so lieb gewonnen hatte, wie eine eigene Schwester, griff mir zugleich gewaltig in's Herz. Ich wußte, in ihrer Seele konnte kein niederer, kein schlechter Gedanke leben. Leise zog ich ihre Hand von dem thränenüberströmten Gesicht und küßte sie: „Und wenn dem nicht so ist, Leonore, so bin ich sicher, daß nur ein edler Herzensdrang Sie hierher führte. Kein Wort mehr darüber. Es genügt mir, daß Sie irgend Jemand, den Sie lieb haben, suchen und einen Unwürdigen kann Leonore Sampson nicht lieben.“

„Nein, ein Unwürdiger ist er nicht, aber ein Unglücklicher — unglücklich durch mich!“ entgegnete sie fast heftig. „O, ich kann mir denken, wie die Erinnerung an mich ihn in die Gefahr gejagt hat, wie er sterben wollte, weil er mich liebte und sich verschmäht wähnte und ich, ich liebte ihn doch so heiß, so treu, so rein, wie nur ein Frauenherz lieben kann! Sie werden mich mißachten, mein Freund, wenn ich Ihnen erzähle, wie Alles kam, Sie werden mich egoistisch, kaltherzig, thöricht schelten, ich muß es auf mich nehmen, denn alle diese Vorwürfe sind nur zu gerecht.“

„Beruhigen Sie sich, Eleonore,“ bat ich. „Später mögen Sie mir Alles sagen und Sie fühlen hoffentlich, daß Sie an mir trotz der Kürze unserer Bekanntschaft einen Freund haben, der, was sie ihm auch beichten, mit warmem, empfindendem Herzen aufnehmen wird.“

Sie stützte ihr Haupt nachdenklich in die Rechte. „Nein,“ begann sie endlich aufs Neue, „ich will Ihnen heute schon mein ganzes wehes Herz ausschütten, heute schon, bringt mir Morgen doch vielleicht bereits das Wiedersehen mit ihm! Ihnen bin ich vorher die volle Wahrheit schuldig und mich selbst wird meine Beichte erleichtern. Hören Sie also:

„Freddy — Alfred Sampson — und ich sind zusammen aufgewachsen. Mein Vater hatte den ohne Mittel zurückgebliebenen Sohn seines einzigen Bruders schon zu sich genommen, ehe ich geboren wurde; er galt völlig als Kind unseres Hauses, wir hatten gemeinsame Lehrer, gemeinsame Freuden und Leiden und die wenigen Jahre, die er älter war als ich, spielten um so weniger eine Rolle, als ich, vielleicht gerade angepornt durch den steten Umgang mit dem älteren Knaben, mich sehr schnell entwickelt haben soll. Wir waren wie Geschwister und gute Kameraden zugleich — nicht, daß wir uns immer vortrefflich vertragen hätten, im Gegentheil, wir zankten uns häufig genug, ganz wie Kinder es thun, wenn sie sich recht lieb haben und auf Regen folgte auch bei uns stets Sonnenschein. Dann kam Freddy in's College, ich blieb daheim, wir sahen uns seltener, und als ich endlich auf einige Jahre in eine Schweizer Pension geschickt wurde, blieben wir ganz auf den brieflichen Verkehr beschränkt, der aber war, wie es bei halberwachsenen Kindern ja fast stets der Fall ist, nicht allzu lebendig. Als wir uns nach einigen Jahren im elterlichen Hause wiedertrafen, er als Offizier im ersten Stolz auf seine Uniform, ich als junge Dame, die soeben die Backschleider abgelegt hatte, kamen wir uns fast fremd vor trotz unserer gegenseitigen aufrichtigen Freude: Das »Schwesterchen« wollte nicht mehr recht über seine Lippen, und als er mir einen Kuß gab, glaube ich, wurde

ich roth und eilte aus der Stube. Aber das waren nur die ersten Eindrücke des Wiedersehens und sie verwischten sich schnell, wir wurden bald wieder vertraut, wenn sich das geschwisterliche Verhältniß auch nicht ganz wieder fand. Papa schien das ganz recht; er lächelte oft still, wenn Freddy mich seriens als Cousinden titulirte und mir die Cour machte, oder wenn ich den Better mit einem Anflug unschuldiger Coquetterie behandelte; ich selbst dachte mir nichts Ernstes dabei und ich erinnere mich noch deutlich, wie heftig ich erschrak, als ich einst — zum ersten Male — Freddy's Augen in einem Moment, da er sich unbeobachtet glauben mochte, mit einem heißen Ausdruck auf mir ruhen fühlte, den ich nie bemerkt hatte und dessen Bedeutung ich wohl ahnen konnte, aber nicht verstand. Ich weiß, wie ich an jenem Abende in das Schlafzimmer meiner Mama flüchtete und mich an ihre Brust warf, um mich auszuweinen. Als sie mich fragte, was mir fehle, konnte ich kein Wort erwidern, aber sie mochte ahnen, was in mir vorging, sie streichelte mir lächelnd die glühenden Wangen und schickte mich mit einem herzlichen Kuß zu Bett.

Nicht lange darauf brach das Unglück über unser Haus herein. Meine Mutter starb plötzlich und meinen Vater warf die Erschütterung auf das Krankenbett, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. An seinem Sterbelager kniete Freddy neben mir und Papa legte unsere Hände ineinander und sagte mit verlöschender Stimme zu ihm: »Eddy hat nun Niemand mehr als Dich, mein Sohn — habt Euch lieb, Kinder, und seid glücklich! Glücklich,« wiederholte er noch einmal und sah mich mit einem Blick voll unendlicher Liebe an — dann war Alles, Alles zu Ende, das beste Vaterherz hatte aufgehört zu schlagen.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie wohl Alles gekommen wäre, wenn Freddy mich in jenen Tagen des tiefsten Schmerzes als Brant an seine Brust gezogen und mir gesagt hätte: »Eddy, laß uns des Vaters Worte wahr machen.« Die Welt würde das natürlich sehr unpassend gefunden haben und doch hätte es zu unserer eigenen Stimmung am besten gepaßt, er hätte den Herzenswunsch der dahingeshiedenen Eltern erfüllt — viel, viel Unglück wäre dadurch vermieden worden. Aber wir müssen uns ja nun einmal der Form beugen und sie ist gewiß für die Allgemeinheit eine Nothwendigkeit, auch wenn sie den Einzelnen schwer trifft.

Die ersten Wochen nach des Vaters Tode brachten uns jene peinlichen Auseinandersetzungen, die ein tiefempfindendes Kindesherz zur Verzweiflung treiben können: die Erbschaftsregelung. Mit Staunen erfuhr ich, daß ich Universalerin sei, daß Freddy nur ein verhältnißmäßig nicht bedeutendes Legat ausgesetzt erhalten hatte. Mein braver Vormund

lachte mich aus, als ich ihm erklärte, mit meinem Better theilen zu wollen, als ich aber Fredy selbst zum ersten Male als reiche Erbin gegenübertrat, krönte mich unwillkürlich — ich wußte selbst nicht warum, aber ich fühlte, das kalte Gold schob sich zwischen uns.

Es blieb mir nicht verborgen, daß mein Better sich einschränkte, er schaffte seine Reute ab und anstatt des eleganten Cab, mit dem er früher allabendlich vor unserer etwa eine halbe Stunde vor der Stadt gelegenen Villa vorgefahren war, benutzte er jetzt die Tramway. Er machte auch gar kein Hehl daraus, daß er seine Traber verkauft hatte und sagte mir lächelnd: »Ich muß sparsam sein, Elly.« Als ich ihm vorwurfsvoll entgegnete: »Aber Fredy, ich bin doch reich und was ich habe, gehört Dir auch«, sah er mich mit einem ganz eigenthümlichen Blicke an, der mich in tiefster Seele schmerzte, dann reichte er mir die Hand und meinte kurz: »Ich danke Dir, Elly, aber ich brauche Deine Hülfe wirklich nicht.«

»Fredy«, rief ich erschrocken, »habe ich Dir wehgethan? Ich kann mir nicht denken, daß Dich verlegt, was ich als ganz etwas Selbstverständliches zwischen Bruder und Schwester annahm?«

»Zwischen Bruder und Schwester?« wiederholte er leise, laut aber fügte er gleich hinzu: »Nicht im Geringsten, Elly, aber es ist so, wie ich Dir sagte, ich brauche keine Hülfe, selbst Deine nicht. Sprechen wir nicht mehr davon.«

Und nun kam zu allem Unheil noch ein Weiteres hinzu und zwar von einer Seite her, von der ich es am wenigsten erwartet hätte. Ich hatte mir mit Zustimmung meines Vormunds eine Pensionsfreundin eingeladen, eine junge reizende Französin, voll Liebenswürdigkeit und heiterer Grazie. Marion war noch nicht lange bei mir, als ich merkte, daß sie auf dem besten Wege sei, sich in Alfred gründlich zu verlieben, sie machte um so weniger ein Hehl daraus, als sie von unseren Beziehungen, von den Wünschen meiner verstorbenen Eltern nichts ahnte, und ich war natürlich viel zu stolz, ihr mitzutheilen, was sie meiner Ansicht nach hätte empfinden müssen, ich war ebenso auch viel zu stolz, ihrem Bleiben bei mir irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Aber eine Empfindung, die ich bisher für unmöglich gehalten hatte und die mich zugleich unsäglich unglücklich machte und doch auch wieder beglückte, loderte plötzlich in mir auf. Mein Herz brannte vor gewaltsam niedergehaltener Eifersucht und zugleich damit wurde es zum ersten Male klar in mir, daß ich Alfred liebte, liebte bis zum Wahnsinn. Ich fing an, ihn in seinem Verkehr mit Marion zu beobachten, argwöhnisch folgte ich jedem seiner Blicke, lauschte ich jedem Worte, das er an sie richtete, in harmlosen Redereien und

Scherzen, wie die Uebermüthige sie liebte, witterte ich versteckte Beziehungen — ich gewann schließlich die Ueberzeugung, daß sie ihm nicht gleichgültig sei, und ich begriff nur das Eine nicht, daß er unter diesen Verhältnissen nicht offen mit seiner Bewerbung hervortrat, daß er, sonst eine so eheliche, biedere Natur, nicht das Bedürfniß empfand, Klarheit auch zwischen sich und — mir zu bringen. Seine Liebe meinte ich ja verloren zu haben, aber ich klammerte mich lange daran, die Achtung für ihn in meinem eigenen Herzen festzuhalten. Ich grübelte hin und her, und schließlich kam ich Unglückliche auf den Gedanken, daß er Marion liebe, daß aber ihre und seine eigene Vermögenslosigkeit ihn von einem offenen Aussprechen seiner Neigung abhalte, und die unselige Idee fraß sich so fest in meinem Herzen ein, daß ich sie nicht herauszureißen vermochte.

Es liegt nicht in meiner Eigenart, meine Umgebung viel von dem empfinden zu lassen, was mich bewegt, ich habe die Wahrheit, daß einen Schmerz aussprechen, ihn mindern heißt, nie verstehen mögen. So trug ich auch jetzt Alles allein und wenn mir Alfred bisweilen meine trübe Seelenstimmung anmerken mochte und mich in seiner herzlichen, einfachen Weise fragte, was mir sei, dann schob ich Alles auf körperliches Mißbefinden. Marion mochte vielleicht schärfer sehen, aber sie war zu sehr Egoistin und auch wirklich zu oberflächlich, um ihr Wesen zu ändern — zudem sie war verliebt! Daß sie nicht wirklich liebte, habe ja ich leider erst später erfahren.

So ging die Zeit ihres Aufenthaltes hin, ohne daß eine Erklärung zwischen ihr und Fredy, die ich besonders in den letzten Tagen bestimmt erwartet hatte, erfolgt wäre. Schließlich reiste sie ab; wir brachten sie Beide zur Bahn, ich mußte mir wirklich etwas Gewalt anthun, mich bei ihren stürmischen Abschiedsliedern nicht zu verrathen und mein Herz krampfte sich zusammen, als ganz zuletzt, kurz ehe der Train sich in Bewegung setzte, mein Better an ihr Coupee trat und ihr chevaleresk die Hand küßte — ich meinte nur zu gut gesehen zu haben, wie ihre Blicke sich dabei kreuzten. Und dann piff die Locomotive: »Adieu, Mister Sampson, mon cher Mister Sampson!« winkte sie noch einmal heraus, »au revoir, Mademoiselle!« gab er zurück und »Auf ein frohes, baldiges Wiedersehen, mon cher Fredy!« gelkten mir, die ich todtenbläß an einen Perronpfeiler mich halten mußte, ihre letzten Worte in den Ohren.

Als der Zug die Glashalle verlassen hatte, wandte sich Alfred zu mir um. Er mochte erschrecken, als er sah, wie bleich ich war: »Um Gotteswillen, Elly, was ist Dir?« rief er, »darf ich Dir ein Glas Wasser besorgen?«

Ich zwang mich zu lächeln: »Ein leichter Schwindel, lieber Fredy, Sorge Dich nicht, Du weißt ja, ich habe in der letzten Zeit öfter an derartigen Anfällen gelitten.«

»Du solltest wirklich den Arzt consultiren,« sagte er besorgt und fügte hinzu: »Der Wildfang hat Dir auch den Kopf heiß gemacht.«

Meinte er Marion? Ahnte er denn nichts, gar nichts von dem, was mein Innerstes aufwühlte? Wollte er nichts bemerken? Ich konnte mich nicht enthalten zu sagen: »Ja, ich bin auch froh, daß sie fort ist.«

Er sah mich einen Augenblick groß an, als verstände er mich nicht, um dann ganz gelassen zu entgegnen: »Aber man mußte sie doch sehr gern haben!«

»Man mußte sie doch sehr gern haben.« Das Wort klang mir unaufhörlich in den Ohren nach, als ich im Wagen saß und allein darin dem Hause zurollte. Fredy hatte mich durchaus begleiten wollen, ich lehnte es ab. »Dann komme ich morgen, meine liebe, gute Elly!« sagte er endlich, ehe er die Wagenthür schloß, küßte meine Hand ganz so wie er sich vorhin über Marion's Hand geneigt hatte, und der Kuß schien mir auf dem Handschuh zu brennen, daß ich diesen schnell abstreifte. »Man mußte sie doch sehr gern haben« und »meine liebe, gute Elly« konnte er in einem Athemzug sagen — ich hätte verzweifeln mögen an ihm, an der ganzen Welt.

Und dann kam er am nächsten Tage, früher als gewöhnlich, schien es mir, und innerlich erregter — natürlich er fand sie ja nicht vor, er mochte ihr heiteres, übermüthiges Lachen vermissen. Das konnte ich ihm freilich nicht ersetzen, denn mir war weh, unendlich weh im Herzen und gerade, daß er so aufmerksam war, wie lange nicht, so liebevoll und herzlich, schmerzte mich hundertfach. Wir saßen nach Tisch uns gegenüber in meinem Zimmer, er hatte das alte Schachbrett hervorgefucht, auf dem wir als Kinder stets unsere Kämpfe ausgefochten, und baute mechanisch die Figuren auf. Aber er war noch nicht weit damit gekommen, als er sie mit einer schnellen Bewegung wieder umstieß und mir die Hand herüberstreckte und sagte: »Meine liebe, gute Elly.«

Ich mußte unwillkürlich wieder an das »Man mußte sie doch sehr lieb haben!« denken, biß die Zähne aufeinander und hielt meine Finger krampfhaft auf dem Schooß gefaltet.

»Meine liebe, gute Elly!« wiederholte er noch einmal und sah mich verwundert an. Als ich mich aber immer noch nicht rührte und kein Wort erwiderte, stand er auf, ging um den Tisch herum und setzte sich neben mich, es schien, als ob er meinte, eine Kranke vor sich zu haben: »Liebe

Herzenselty, was ist Dir denn? Sage es mir doch, ich habe Dich ja so sehr, sehr lieb!«

»Wirklich?« machte ich gedehnt.

»Wirklich?« fragte er erstaunt zurück. »Hast Du je daran gezweifelt? O Elly, wie habe ich mich gesehnt danach in diesen letzten, langen Wochen wieder einmal mit Dir allein sein zu können.«

»Davon habe ich Nichts gemerkt — in diesen letzten, langen Wochen,« sagte ich scharf, obwohl die zurückgehaltenen Thränen meine Worte fast ersticken wollten.

»Aber, Elly, ich verstehe Dich nicht. Liebste Elly, willst Du denn nichts davon wissen, wie es in meinem Herzen aussieht, soll ich Dir erst sagen —«

»Das ist ganz unnöthig,« stieß ich hervor. »Ich weiß ganz genau, wie es in Deinem Herzen aussieht. Hältst Du mich für blind oder noch für den unerfahrenen Backfisch von ehedem, daß Du mit mir spielen zu können meinst! O Alfred, wie habe ich mich in Dir getäuscht: Wenn Du nur Vertrauen zu mir gehabt hättest, wenn Du offen zu mir gekommen wärst —«

Er versuchte meine Hand zu fassen, ich zog sie krampfhaft zurück: »Elly, um Gotteswillen, was habe ich gethan, daß Du so zu mir sprichst — heute, heute gerade, wo ich Dir sagen wollte, wie sehr ich Dich liebe, wie Du allein mein ganzes Sein ausfüllst! Elly, denke jener Stunde an dem Lager Deines, unseres Vaters, als er sterbend unsere Hände ineinanderrückte und uns sagte: Seid glücklich!«

»Seid glücklich!« rief ich unter Thränen. »Du hast es wahr gemacht sein Wort »seid glücklich« — sehr wahr. Du thust nicht gut, mich heute an jene Stunde zu erinnern, während Dein Herz sich nur mit einer Andern beschäftigt, mit jener Marion —«

Er hatte sich langsam erhoben, sein Gesicht entfarbte sich, aber kein Wort der Entschuldigung kam über seine Lippen, kein Wort der Erklärung. »Alfred,« fuhr ich in steigender Erregung fort, »daß sie Dich liebt und Du sie liebst, dafür kann Niemand auf der Welt, Euch trifft kein Vorwurf deshalb — ich wollte nur, Du nähmst mein Geld, dieses elende, erbärmliche Geld, und führtest sie heim und Ihr wäret glücklich! Aber daß Du, sie im Herzen, zu mir kommst und mir Liebe schwörst —«

»Halte ein, Elly!« rief er und streckte abwehrend beide Hände aus, aber ich ließ mich nicht unterbrechen: »Daß Du mich heute daran mahnst, daß mein Vater uns einst für einander bestimmte, daß Du sie, das arme Mädchen, liebst und mir, der Erbin, von Liebe sprichst, daß Alfred, das ist — erbärmlich!«

So war es heraus, das schreckliche Wort. Ich

schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte krampfhaft, ohne Thränen finden zu können. Um mich war es still, ganz still — ich hörte nur nach einer geraumen Weile die Thüre gehen — als ich endlich aufzuschauen wagte, war ich allein im Zimmer, ganz — ganz allein. Tausend andere Mädchen in meiner Lage, ich weiß es wohl und tief im Innersten möchte ich die Glücklichen beneiden, wären aufgeprungen, wären dem Geliebten nachgeeilt und hätten ihn vielleicht selbst wider die eigene Ueberzeugung um Vergebung gebeten — in mir gähnte nur eine entsetzliche, unausfüllbare Leere. Ja, ich liebte ihn, gerade so wie ich ihn heute noch mit allen Fibern meines Herzens liebe, aber die edle, weibliche Kraft, mich selbst um feinetwillen zu überwinden, versagte mir, ich sah in seinem Schweigen nicht die Empörung darüber, daß ich ihm, dem stolzen Manne, eine so unendlich niedere Denkungsweise zugetraut hatte, ich sah in seinem Schweigen nur Scham und verletzte Eitelkeit. Erst die Zeit lehrte mich tiefer blicken.

Trotzdem wartete ich Tag um Tag, daß er kommen solle — ich schämte mich in meinem unbezähmbaren Hochmuth der Hoffnung, die ich tief im Innersten barg, und wollte sie doch nicht wissen. Dann hörte ich durch dritte, vierte Hand, daß er auf Urlaub gegangen sei und dann erhielt ich endlich von ihm aus Portsmouth datirt einige wenige Zeilen, die mir das Herz zerrissen: »Im Begriff nach Indien abzugehen,« schrieb er, »— ich habe nämlich endlich meine Verzehung durchgeseht, da mich nichts mehr an mein Vaterland fesselt — muß ich Dir sagen, Elly, daß ich nie ein Weib geliebt habe, denn Dich: ich weiß nicht, ob Du mir glauben wirst, aber ich schwöre es Dir beim Andenken jener Stunde am Sterbebett Deines Vaters, der mir selbst ein zweiter Vater war. Und ich muß Dir auch sagen, weshalb ich ohne Dich noch einmal zu sehen, gehe: Deine Eifersucht auf jenes flatterfüchtige Mädchen, Elly, hat mich nicht berührt — im Gegentheil, auch Eifersucht ist ja ein Zeichen von Liebe! Daß Du mir aber, den Du kennst seit frühesten Jugend, eine so erbärmliche Gesinnungsart zutrauen, daß Du glauben konntest, ich strebe nach Deiner Hand um Deines Geldes willen, Elly, das traf den Ehrenmann in mir und ich fühlte zugleich in jenem Augenblick, daß Du mich nicht so liebst, wie ich es von einer Frau, die ihr Leben mit mir theilen will, erwarte: Eine Frau, die liebt, darf den Mann, den sie liebt, nicht erniedrigen wollen. Ich will Dir nicht von meinem wehen Herzen erzählen, fern sei es auch von mir, bitter zu sein — aus treuem Bruderherzen wünsche ich Dir alles Glück der Erde! Gott sei mit Dir!«

Und wie wunderbar das Schicksal oft spielt:

II. 2.

Noch lagen die Zeilen Fredy's vor mir, die mir die letzte Hoffnung raubten, da kam ein anderes Billet in's Haus geflattert, ein kleines rosenfarbenes Briefchen — von Marion! »Bon jour, chère Elly,« schrieb sie etwa, »Sie müssen die Erste sein, die von meinem Glück erfährt! Seit gestern Abend bin ich Braut — Braut, denken Sie, chère amie! Zwar ist mein Zukünftiger kein schmucker Lieutenant — à propos, grüßen Sie »unseren« Fredy — sondern ein ehrlicher Bourgeois, denken Sie, Monsieur Bataille ist sogar trotz seines stolzen Namens Seifenieder — erschrecken Sie aber nicht zu sehr, liebste Elly, Seifenieder en gros! Papa und Mama wollten die Partie so gern, Monsieur Bataille ist auch ein ganz hübscher Mann und sehr wohlhabend, er hat mir sogar versprochen, Equipage zu halten u. s. w., u. s. w.« — lassen Sie genug sein davon, mich ekelt, wenn ich daran denke.«

Miß Sampson schien zu Ende zu sein mit ihrer Erzählung, sie stützte den schönen Kopf in beide Hände und blickte lange still vor sich hin — auch ich schwieg, mir wäre es wie ein Sacrilège vorgekommen, diesem Schmerz gegenüber nach Worten zu haschen. Endlich erhob sie sich langsam: »So, mein Freund, jetzt wissen Sie Alles — jetzt wissen Sie auch, was mich zwingt, Alfred aufzusuchen: Nicht seine Liebe, deren ich mich unwerth machte, nur seine Verzeihung will ich, nur einen Blick aus seinen Augen, der mich wissen läßt, daß er mir vergeben hat. Gute Nacht, mein Freund!« schloß sie tonlos.

„Gute Nacht!“ gab ich leise zurück. „Ich will Ihnen nicht sagen, Eleonore, was ich von dem Allen denke, das Sie mir erzählt haben — heute nicht. Aber die Abschiedsworte Ihres Veters muß ich Ihnen wiederholen: Gott schütze Sie! Er wird Alles zum Besten wenden.“

Sie wandte sich noch einmal um, ein trübes, wehmüthiges Lächeln glitt über ihre Züge. Leise schüttelte sie das Haupt: „Gute Nacht, mein Freund!“

III.

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages, die Sonne lag glühend auf den schwerfälligen Wassermassen, rief unser Patron mit dem Finger nach Südwesten deutend mir vom Steuerruder aus zu: „Da ist Korosko!“

Miß Eleonore stand an meiner Seite, wir hatten das Gespräch des gestrigen Abends nicht wieder erwähnt, sie schien gefast. Jetzt griff sie aber doch nach meinem Arm, als suche sie eine Stütze. „Korosko,“ flüsterte sie leise. „Ich fühle es, er ist dort.“

Langsam stiegen die zwei Minarets des Ortes am Horizont empor, mühsam kreuzte unsere Dahabjie

von Ufer zu Ufer, oft schien die Entfernung zu wachsen, anstatt abzunehmen. Aber auf dem Fluß verrieth sich doch schon die Nähe der englischen Truppenstation; die Boote wurden zahlreicher, die Einwohner der benachbarten Dörfer mochten wohl in Korosko einen guten Markt für ihre Bodenprodukte finden. Endlich schoß auch eine schlankte Gig vorüber von kräftigen Blaujacketen gerudert, die beim Anblick unserer Flagge in ein lautes „Hipp-Hipp! Hurrah!“ ausbrachen und sich trotz der fürchterlichen Hitze unter ihren Korkhelmen ganz wohl zu befinden schienen.

Plötzlich zeigt sich zur Rechten bei einer neuen Wendung des Stromes eine langgedehnte Reihe weißer Zelte — ich sah auf hohem Mast vor dem mittelften derselben unterhalb der britischen Flagge die Fahne des rothen Kreuzes, führte Eleonore still in ihre Kajüte hinab und bat sie herzlich, vorläufig an Bord zu bleiben. Sie flüsterte ein leises „Ja“ und drückte mir krampfhaft die Rechte.

Zehn Minuten später legte die Dahabyye an einem kleinen improvisirten Hafen unterhalb der Lazarethzelle an. Das Erscheinen unseres Fahrzeugs mochte schon Aufsehen erregt haben, kaum war ich an Land gesprungen, so traten mir einige Herren in der Uniform der englischen Aerzte entgegen — unter ihnen, wie sich bei unseren Vorstellungen ergab, der Chefarzt der ganzen Anlage. Ich wandte mich sofort an ihn mit der Frage, ob sich Capitän Alfred Sampson noch in seiner Pflege befände — ich gestehe, mein Herz klopfte gewaltig. Der Arzt bejahte, aber fügte zugleich mit einem entsetzlichen Achselzucken, das mir das Blut starren machte, hinzu: „Sind der Herr ein Verwandter des Capitäns? Es ist leider ein sehr trauriger Fall, wie ich nicht verhehlen darf.“

Ich erklärte ihm kurz den Zusammenhang, wobei ich natürlich Miß Eleonore nur als eine Verwandte des Verwundeten bezeichnete. Der Arzt wurde aufmerksam: „Bitte, treten Sie in meine Baracke“, forderte er mich höflich auf. „In dieser Sonnengluth kann man ja kein vernünftiges Wort reden.“

„Also darf ich meiner Begleiterin sagen lassen, daß Mister Sampson lebt?“

„Noch lebt! Ja, Herr, das dürfen Sie, aber erwecken Sie keine übermäßigen Hoffnungen, denn der Fall ist ebenso ernst, wie er für uns interessant ist.“

Ich gab dem Dragoman, der mir an das Land gefolgt war, einen entsprechenden Auftrag und trat dann mit dem Arzt in sein Zelt, um seine weiteren Aufschlüsse entgegenzunehmen.

„Der Capitän ist in der That sehr schwer verwundet — ein Säbelhieb, der ein gut Theil der Gehirnhinde klopfte, streckte ihn nieder und das

Anglück wollte, daß der Aermste erst nach Stunden aufgefunden wurde. Aber die Verwundung ist an sich nicht das Bedenklichste, ich zweifle keinen Augenblick, daß der eiserne Körper des jungen, tapferen Offiziers sie spielend überwunden hätte. Es müssen vielmehr tiefe Gemüthsaffektionen sein, welche die Wiederherstellung verzögerten, ja fast unmöglich zu machen scheinen — das Klima mag ein Uebriges gethan haben, kurz ich kann Ihnen nicht verhehlen, ich halte das Totalbefinden des Capitäns für äußerst gefährlich. Noch vor einer Stunde stand ich an seinem Lager — der Aermste lag in wildem Fieber, das aller unserer Mittel, selbst der stärksten, andauernd spottet: Wir müssen darauf gefaßt sein, daß die Krisis stündlich eintreten kann und sie wird menschlicher Berechnung nach zum Tode führen.“

Ich war tief erschüttert: Also dazu sollte Eleonore hierhergekommen sein? „Und erkennt der Capitän in seinem Zustand Niemand?“ fragte ich endlich.

Der Arzt lächelte überlegen: „Bei so hochgradigem Fieber ist das ausgeschlossen. Uebrigens ahne ich den Grund ihrer Frage und will sie gleich beantworten: Ich habe des Kranken halber keine Ursache, zu verbieten, daß Ihre Begleiterin — sagten Sie nicht, daß es seine Cousine sei? — ihn sieht, ich muß dabei aber bemerken, daß die Dame selbst vielleicht Erschütterungen ausgeht, welche nur eine kräftige Constitution und ein starker Geist ertragen kann.“

Die Reihe, zu lächeln, war jetzt an mir, freilich mochte mein Lächeln ein sehr, sehr wehmüthiges sein: „Sie können unbesorgt sein, Miß Sampson ist trotz ihrer Jugend von seltener Charakterfestigkeit. Wenn Sie also meinen, daß Sie ihr eine gewisse Betheiligung an der Pflege des Verwundeten, der ihrem Herzen sehr nahe steht, gewähren dürfen, so wird sie von Ihrer Erlaubniß gewiß sehr dankbar Gebrauch und zwar sofort machen.“

„Wir können uns nur glücklich schätzen, wenn uns eine solche Unterstützung zu Theil wird,“ entgegnete der Chefarzt verbindlich. „Weibliche Fürsorge vermissen wir hier nur zu sehr, sie aber zu ersetzen ist ganz unmöglich. Ich werde sogleich meine bezüglichen Anordnungen treffen und erwarte Sie im Zelt 71, in dem der Capitän — wir haben ihn separiren müssen — liegt.“

Eine Viertelstunde später war ich mit Eleonore auf dem Wege zu dem Verwundeten. Sie war gefaßt und ruhig — ruhiger noch, als ich selbst vermuthet hatte. Ich verhehlte ihr Nichts von dem, was mir Dr. Borkum gesagt hatte, sie verrieth kaum mit einem Zucken, wie tief meine Worte sie ergriffen:

„Ich will stark sein!“ sagte sie einfach. „Ich muß es sein und ich kann es sein. Führen Sie mich zu ihm, mein Freund.“

Und dann stand sie endlich an seinem Lager. Er lag auf einem leichten Feldbett, das Fieber schien augenblicklich einer tiefen Erschöpfung Platz gemacht zu haben, die Augen waren geschlossen, die brennend rothen Wangen des edel geschnittenen Gesichtes tief eingefallen, die trockenen Lippen leicht geöffnet, der Athem ging in jagender Hast. Um das Haupt lag die weiße Leinwand des Verbandes und über diesem eine nasse Compresse, die der Wärter fast von Minute zu Minute aus einem porösen Thongefäß anfeuchtete. „Unsere Eismaschine ist leider ungangbar“, meinte der Arzt achselzuckend.

Elly war an dem Feldbett niedergedrückt, sie schien zu beten. Dann aber erhob sie sich und nahm die Stelle des Wärters ein, mit geschickter Hand die Compresen wechselnd. Dabei mochte ihre Hand die Stirn des Verwundeten berührt haben, er warf sich plötzlich herum, als habe er die Berührung empfunden. „Elly“, flüsterte er leise, aber deutlich vernehmbar. Sie zuckte zusammen, fast wäre die Compresse ihr entglitten, der Arzt aber meinte gleichmüthig, freilich nicht ohne einen scharfen Blick auf Jene: „Es ist der Name, den er in seinen Fieberanfällen fortwährend wiederholt — sorgen Sie nicht, daß er Sie erkannt hat. Ich sehe übrigens schon, unser Freund ist bei Miß Sampson in den besten Händen. Ich überlasse den Capitän gern Ihrer Pflege, Miß, der Wärter bleibt jedoch zu Ihrer Disposition, falls Sie fühlen, daß Sie der Schonung bedürfen.“

„Der Fall wird nicht eintreten,“ jagte sie einjach. „Ich danke Ihnen, Mister Borkum.“

Als ich mit dem Arzt allein war, sah ich mit Erstaunen, wie er sich sehr vergnügt die Hände rieb: „Ich wollte der jungen, reizenden Dame keine unnöthigen Hoffnungen machen und schwieg deshalb. Aber Ihnen will ich es nicht verbergen: Es lebt so etwas wie ein Funke von Hoffnung in mir auf, daß wir den Capitän retten, seit ich weiß, daß sie jene Elly ist, die ihn unausgesetzt beschäftigt hat! Wir Aerzte sind ja alle Stümper vor dem Herrn, es giebt wenigstens, um mit Hamlet zu sprechen, viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Weisheit nichts träumen läßt: Lassen Sie auf, trotz des wüthenden Fiebers und ohne sie zu erkennen, wird er empfinden, daß die Geliebte in seiner Nähe ist, und das wird besser auf ihn wirken, als alle Heilmittel unseres Medicinkastens. Nun aber kommen Sie und erzählen Sie mir etwas von der civilisirten Welt — wir haben ja hier fast sechs Wochen keine Nachricht von Europa.“

Es kam mir in jenem Augenblick etwas theilnahmslos und herzlich profanisch vor, daß Dr. Borkum so lebhaft nach Nachrichten aus der civilisirten Welt verlangte — bald genug sollte ich selbst recht sehr

empfinden, was es hieß, von ihr abgeschnitten zu sein. Mein Aufenthalt in Korosko durfte ja nur ein sehr kurzer sein, er verkürzte sich aber auf ein Minimum, da sich mir Gelegenheit bot, schon am nächsten Tage mit einem Reconvalescententrupp nach Wadi-Halfa weiterzugehen. Mit schwerem Herzen freilich schied ich von Elly, von Sampsons Lager, aber die Pflicht rief und ich durfte mich ihr nicht entziehen. „Auf Wiedersehen!“ jagte sie mir leise, als ich am frühen Morgen ihr noch einmal Lebewohl zu sagen kam. „Auf Wiedersehen und, Eleonore, ich hoffe auf ein froheres Wiedersehen.“

Von meinen Kriegsfahrten kann ich füglich schweigen, wer sich für sie interessiert, mag sich mein Journal kommen lassen, dessen Herausgeber sammt dem Chefredakteur mir noch heute gram sind, weil sie sich ausgerechnet haben, daß jeder gefallene Engländer, den ich erwähnte, ihnen fünf Silbergroshen vulgo fünfzig Pfennige kostet und weil sie behaupten, ich wäre durch meine Schuld zu spät nach Dongola gekommen, wo ich endlich die sich nach berühmten Vorbildern rückwärts concentrirende Armee traf. Item: Undank ist der Welt Lohn und ich habe von meiner glorreichen Berichterstattung diesen Lohn am Reichlichsten geerntet. Schwamm drüber — Wippchen mag das nächste Mal als Correspondent der Zeitung meine Stelle übernehmen.

Es waren fast drei Monate vergangen, als ich endlich auf der Heintour wieder nach Korosko kam. Ich war ohne jede Nachricht geblieben, der Stephan der britischen Armee hat mir in der ganzen langen Zeit überhaupt nicht einen Brief gebracht, ich fand sie alle später säuberlich zusammengebunden und mit dem lakonischen Vermerk: „Aufenthalt unbekannt!“ versehen auf dem deutschen Consulat in Kairo vor. Was Wunder, wie mir das Herz schlug, als ich die Minarets und die weißen Zeltreihen wieder auftauchen sah, und daß ich wie ein Wahnwitziger in das Bureau des Chefarztes stürzte. Er erkannte mich zuerst nicht (ich hatte mir inzwischen einen mächtigen Feldzugsbart zugelegt) und als ich ihm fast ohne Begrüßung die Frage entgegen schleuderte: „Lebt er? Wo sind sie?“ sah er mich erstaunt an. Dann aber dämmerte die Erinnerung in dem wadernen Manne auf: „All right“, rief er, „Mister und Miß Sampson meinen Sie! O Gottlob, sie sind wohl und gut aufgehoben, besser wahrscheinlich, als wir augenblicklich hier in diesem Land der Hundesöhne, die der T — holen mag. Daß ich's kurz mache, selbst ihre Verlobung haben wir noch hier gefeiert mit meinem letzten Sparkling Hof, hab' ihn aber gern zum Besten gegeben, wahrhaftig Mann!“ Und dann fuhr er plötzlich herum und krante in seinem Bureau: „Hätt' ich's doch beinah vergessen, Miß Eleonore gab mir ja noch ein Briefchen für Sie — wo ist das Ding denn

nur. Hier — nein hier — da, da, lesen Sie selbst!“

Mit zitternder Hand brach ich das Couvert. Das Billet enthielt nur wenige Zeilen:

„Er ist genesen, er hat mir verziehen, er liebt mich — Alles ist gut, ich bin unendlich glücklich. Wir denken Ihrer in dankbarer Liebe und werden in Köln von Ihnen erzählen.“

Ihre treu ergebene
Eleonore Sampson.“

Und darunter stand von kräftiger Manneshand:

„Und Ihr aufrichtiger Freund
Alfred Sampson.“

Damit ist meine Novelle eigentlich zu Ende; damit sie aber jener harmonischen Abrundung nicht entbehrt, die selbst wahrhaftigen Geschichten gut ansteht, will ich noch pflichtschuldigt hinzufügen, daß

und wo ich Alfred und Eleonore Sampson zunächst wiederjah — und zwar als glückliches Ehepaar. Es war nämlich just sechs Monate nach meiner Rückkehr nach Deutschland in Köln ein sogenanntes Familienfest und zwar eine Hochzeit, an der ich gewissermaßen betheilig war, weil ich leichtsinniger Weise selbst — „Aber Else, liebste Frau, wenn Du mir die Feder aus der Hand ziehst, kann ich meiner Geschichte ja nicht zu dem wahrhaften Schluß verhelfen.“

„Ist auch gar nicht nötig!“ meint sie. „Ich verbitte mir überhaupt, daß Du mich in Deine Geschichten verwickelst.“

So muß die Novelle also unvollendet bleiben, denn ich bin ein viel zu folgamer Ehemann, als daß ich je gegen das Gebot meiner sanften Else handeln sollte.

Entschuldigen Sie mich, verehrte Leserin.

Waldesfrieden.

Wie bist du wieder, grüner Wald,
So still und feierlich!

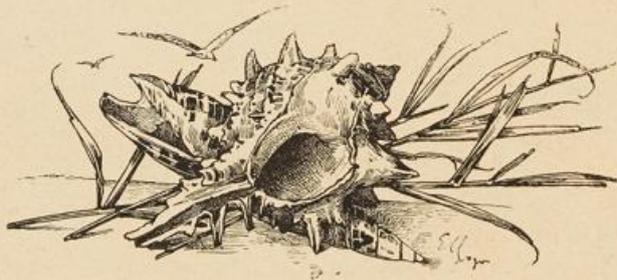
Kein Lärm und Streit in dir erschallt,
Hier labt die Seele sich.

Die Arme breit' ich jubelnd aus
Und athme deinen Duft;
Du bist des Friedens heil'ges Haus,
Hier weht der Freiheit Luft.

Von Liebe singt der Vögel Schaar
Mit frohem, frischem Mund
Und thut in Tönen schlicht und klar
Gar manch Geheimniß kund.

Ich werfe mich auf's weiche Moos
Und ruhe selig-warm,
Du lieber Wald, in deinem Schooß
Wie einst im Mutterarm.

Wilhelm Kunze.





Die gestörte Ludwigs-Feier in München.

Von

R. Tenge.

Eine tragische Katastrophe ist, wie der Blitz eines Gewitters, der wiederholt mit zündenden Schlägen niederzuckt, in die Vorbereitungen eines seltenen Jubelfestes hereingebrochen, zu dem sich die Stadt München und besonders die in derselben lebende Künstlerschaft mit ungewöhnlicher Freudigkeit rüstete und dem man von weither, überall wo die edelsten Zweige der Cultur ihren Segen verbreiten, mit reger Spannung entgegen sah. Längst war es kein Geheimniß mehr, daß die Vereinigung, in die sich König Ludwig II. infolge bitterer Erfahrungen, die ihn in den schönsten Jahren der Hoffnung und Begeisterung schwer persönlich getroffen, zurückzog, bedenklichen Einfluß auf sein Gemüth geübt habe; finanzielle Schwierigkeiten, die einer überaus groß angelegten Baulust desselben entsprangen, spielten seit geraumer Zeit und führten endlich zu ernstern Erwägungen in den regierenden und gesetzgebenden Kreisen des Königreiches. In den letzten Tagen wurde es als unumgänglich befunden, eine Regentschaft eintreten zu lassen, welche die Leitung sowohl der allgemeinen Angelegenheiten des Landes wie der privaten des Königs wahrnehme. Hiervon scheint der König so empfindlich berührt worden zu sein, daß er der ihm auferlegten Beschränkung einen verzweifelten Entschluß vorzog. War schon bei der Einsetzung der Regentschaft die Verschiebung der auf den 8. bis 10. Juli

anberaumten Säcularfeier des Geburtstages seines erhabenen Großvaters in Frage gezogen, so muß der düstere Eindruck, den der plötzliche Tod des Enkels hervorrief, und die Betrübniß, in welche derselbe das Land und namentlich die Stadt München versenkte, die Abhaltung der Feier in unabsehbare Ferne rücken. Die Nachrichten dieser traurigen Begebenheiten erreichten das „Universum“, als das Heft, für welches der nachstehende Artikel über die Ludwigsfeier bestimmt worden, schon für die Presse vorbereitet war. Bei der Ungewißheit, wann nun die Jubelfeier des Königs Ludwig I. stattfinden wird, mag das nachfolgende Charakterbild desselben und die darin enthaltenen Mittheilungen über die von ihm geschaffenen Monumente und Kunstschöpfungen unseren Lesern zur Erinnerung an seine Verdienste bei dem bevorstehenden hundertsten Geburtstage nicht unwillkommen sein.

Die Feste Münchens, nicht nur die der Künstler, sondern auch jene, welche von der Bürgerschaft und deren zahlreichen Vereinen ausgehen, erfreuen sich eines weitverbreiteten Rufes: sie unterscheiden sich von den Festlichkeiten anderer, so größerer als kleinerer Städte, selbst wenn dort reichere Pracht darauf verwendet wird, durch einen eigenen, man möchte sagen idealen Anflug, der dieselben wie der Schmelz die Blätter der Blume oder die Flügel des Schmetterlings mit besonderem Glanze überzieht und sättigt. Das ist kein zufälliger Charakterzug und läßt sich nicht auf die sogenannte Münchener Gemüthlichkeit zurückführen, von der wenig mehr als die Schlacke übrig geblieben ist, sondern es erinnert an die Art, wie in kleinen Universitätsstädten alles, der Bürger und die Magd, Kind und Regel eine gewisse burleske Stimmung athmet, und beruht unverkennbar auf dem Grundsätze, den der Urheber des modernen München, König Ludwig der Erste von Bayern, an die Spitze seiner segensreichen Wirksamkeit auf dem Gebiete der Künste stellte: daß die Kunst das belebendste Bildungsmittel für das Volk sei, wenn sie ins Leben übergehe und dasselbe durchdringe.

Die heutige Stadt München liefert eine beredte Probe zu dieser Maxime. Beim Regierungsantritte Ludwig's, 1825, war sie eine mäßige, stillebige Stadt von ungefähr 60,000 Einwohnern, die wenig mehr als ein Anhängsel zum Hofleben bedeuteten und auf kleinem Raume in engen, unfremdlichen Straßen wohnten; bei seinem Rücktritte vom Throne 1848 war sie auf 130,000 Köpfe gestiegen, und die letzte Zählung ergab 260,000, ungerchnet zwei Drittschaften von fast 20,000 Seelen, die eng in ihr Weichbild verflochten sind, und der vortheilhafte, es ist nicht übertrieben zu sagen vornehme

Eindruck, den sie gewährt, ist unvergleichlich. Allerdings haben die überall waltenden Einflüsse des Eisenbahnverkehrs, der Dampfkraft und des Maschinenwesens zu dem raschen Anwachsen und der Entwicklung der Industrie und des Handels mitgeholfen, allein sie übten auf den Stadt von Ludwig eingepprägten Charakter keinen Einfluß, wenigstens beeinträchtigten sie denselben nicht, sondern kräftigten ihn vielmehr, indem sie unwillkürlich von dem Hauche desselben durchdrungen wurden. In München ist die Kunst der Grundton, die Federkraft des großen Getriebes, welches die verschiedenen Schichten und Interessen der Bevölkerung darstellen. Es fehlt anderwärts nicht an Sammlungen, Akademien und Kunstschulen, allein sie sind nicht in demselben Grade Gemeingut geworden, dessen Mitgenuß alle erfreuet, auf sie einwirkt, ohne daß sie es wollen und fühlen; Künstlerschaft und Bürgerthum sind nicht so innig mit einander verschmolzen wie die Kinder einer Familie, die Glieder eines Körpers. In München spielt der gefeiertste Künstler nie den steifen, stolzen Professor, Hofrath oder welchen Titel und Orden ihm seine Leistungen eintrugen, die alte Tradition der Bauhütte hat sich vererbt: der berühmteste Lehrer und Meister sitzt mit dem Schüler und Anfänger in demselben Vereine wie Gleicher bei Gleichen und hilft zu den schalkhaften Scherzen und Späßen traulich mit, er nimmt den Uebermuth der Jugend nicht mürrisch auf, wenn ihn derselbe zur Zielscheibe erkieset, und handelt es sich um ein Schaffen, eine gemeinschaftliche Unternehmung, so legt jeder seine Kraft auf den Tisch, die Jüngeren ihren Witz und die rege Phantasie, die Meister ihre Erfahrung, und weil Bürger und Künstler ebenso innig mit einander verkehren, so macht es sich von selbst, daß durch die kunst- und regelrechten Leistungen der Münchener Festanordnungen immer ein besonders blitzender und glitzernder, fecker Gedanke zuckt, der in die schulmäßig correcte Erscheinung einen genialen Zauber wirft, mit elektrischem Glanze entzündet und in nachhaltiger Erinnerung bleibt. Es ist der Geist Ludwig's, der mit seinen Künstlern verkehrte wie mit Freunden und gleichstrebenden Genossen, der nach seinem Rücktritte ins Privatleben lustig in die Hände klatschte, als sich bei einem Künstlerfeste der König Max zurückzog, und jubelte: „Kinder, jetzt wird es gemüthlich, der Hof ist fort!“

Die Künstler in München wußten den Werth ihres hochherzigen Gönners frühzeitig zu würdigen, schon 1841 dachten sie daran, demselben ein ehernes Standbild inmitten seiner Schöpfungen zu errichten; Thorwaldsen, der damals in München weilte, wollte das Modell zu einer Reiterstatue formen; sein Tod hinderte die Ausführung. 1850 bei der Enthüllung der „Bavaria“ wollten sie ihn durch Ueberreichung

eines goldenen Lorbeerkränzes zum Könige der Künstler erklären. Ludwig, dem politische und sonstige Verdrießlichkeiten nicht lange zuvor die Krone verliebet hatten, lehnte die Huldbigung ab. 1856 fühlte die Bürgerschaft Münchens das Bedürfniß, ihrem Wohlthäter und zweiten Gründer durch die Widmung eines Reiterstandbildes darzulegen, daß vorgekommene Mißstimmungen der ihm gebührenden Verehrung keinen Abbruch gethan: Ludwig nahm an, wählte einen L. v. Schwantaler'schen Entwurf aus, wohnte jedoch persönlich der Enthüllung nicht bei; die Künstlerschaft schmückte das „aus Dankbarkeit von der Stadt München“ errichtete Ludwigsdenkmal unter unbeschreiblichem Jubel. Bei der Todtenfeier des hingeschiedenen Fürsten, die sich zu einem erhabenen feierlichen Akte gestaltete, gesellte sich den Künstlern und Bürgern noch die Geistlichkeit bei und sie wird auch thätig eingreifen bei der Säcularfeier.

Außer München haben viele bayerische Städte Veranlassung, das Andenken Ludwig's zu feiern, der sie mit Prachtstücken der Kunst ausstattete; das wichtigste Nachspiel zu der Jubelfeier der Residenzstadt fällt jedoch Regensburg zu. Die Abgeordnetenkammer faßte nämlich den Beschluß, 10,000 Mark zur Aufstellung einer Büste des Königs in der Walhalla auszusetzen; in der Verhandlung darüber mit den Reichsräthen wurde die Summe auf 30,000 Mark erhöht und statt der Büste ein marmornes Standbild genehmigt, dessen feierliche Aufstellung nicht bloß München oder Bayern, sondern ganz Deutschland angeht. Denn die Walhalla und die in gleichem Sinne errichtete Befreiungshalle bei Kelheim sind die beredtesten Zeugnisse für die Gesinnung und den Charakter des Königs, dessen Wirken in diesen Tagen in lebhafter Erinnerung tritt. Die Stadt München mag Ludwig dankbar sein, der sein als Kronprinz geäußertes Wort, er wolle aus München eine Stadt machen, die keiner ungeesehen lassen dürfe, der Deutschland kennen wolle, aufs glänzendste erfüllt hat. Das Königreich Bayern ist ihm verpflichtet, denn er erhob es aus tiefer Verschuldung und den Nachwehen langer Kriegszeit zum Wohlstande und versah es mit segensreichen Einrichtungen; die Geistlichkeit muß ihn preisen, weil er nicht nur herrliche Tempel erbaute, sondern für Werke der Frömmigkeit, Missionen, Schulen u. dgl. Summen verwendete, die heute noch fabelhaft klingen, obgleich der jetzige Geldwerth mit dem damaligen nicht entfernt zu vergleichen ist; die Künstler verdanken ihm nicht allein den Lebenshauch ihres Daseins in München und Bayern, sondern nahmen an allen seinen Werken und Schöpfungen einen ergiebigen Antheil: Deutschland aber hat in Ludwig einen treu gesinnten Sohn und einen Fürsten zu verehren, der in den schlimmsten Tagen der Unter-

drückung an seine Erhebung, Befreiung und Beherrschung dachte und die Hand zur Ausführung eines Werkes regte, das seinesgleichen nicht in deutschen Landen hat und an Pracht von keinem andern der Neuzeit erreicht wird. Den Plan zur Walhalla faßte Ludwig als Kronprinz, nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Joh. v. Müller, bereits in Rom und besprach denselben mit ihm 1807 in Berlin; auf die Walhalla und die Befreiungshalle verwendete Ludwig mehr Geld als auf irgend ein anderes Prachtwerk, erstere erforderte 2,277,000 fl., letztere 2,154,000 fl., nur der Königsbau in München reihet mit 2,157,000 fl. ziemlich ebenso, sonst bleiben alle Bauwerke, der Festsaalbau der Residenz mit 1,004,000 fl. ausgenommen, unter der Million: wohlverstanden, Geld aus Ludwig's Privatkasse, nicht aus öffentlichen Mitteln ist gemeint, wo hier Angaben dieser Art beigefügt werden. Man hat vielfach die irrige Angabe verbreitet, Ludwig habe manche Interessen des bayerischen Landes vernachlässigt, um Geld für seine „Liebhabereien“ zu gewinnen; das ist falsch, Ludwig war wohl ein sparsamer Regent, doch nur zu dem Zwecke vortheilhafte Unternehmungen auszuführen; die Schöpfungen und Werke seiner Reigung fielen nur seiner eigenen Kasse zu. Man kann nachrechnen, daß er von seiner Thronbesteigung bis zu seinem Tode, 45 Jahre lang, jährlich 70,000 fl. aus dem Familienvermögen, als König in den ersten neun Jahren drei Millionen, in den folgenden 13 nur 2 $\frac{1}{2}$ Millionen fl. Civilliste und nach der Thronentsagung, 20 Jahre, eine halbe Million einnahm; einige Bezüge anderer Art sind zu unbedeutend um erwähnt zu werden. Von diesen Einnahmen mußte die Hofhaltung, der ganze Hofstaat mit großen Pensionslasten und persönliche Ausgaben bestritten werden: gleichwohl beziffert sich der nachweisbare Aufwand aus Ludwig's Cabinetskasse für künstlerische, kirchliche, fromme und milde Zwecke auf reichlich 36 Millionen fl., von denen gegen 22 Millionen fl. auf Bauwerke, Antäufe und Herstellung von Kunstwerken und Dotationen seiner Schöpfungen fallen. Das brachte er fertig mit der Maxime: „Spare an Dir, um für Andere zu haben“, und „Gieb nicht mehr aus, als Du einnimmst“; er unternahm nach seinem eigenen Worte nichts, bevor er nicht Sorge für die Kosten bis auf den Heller getroffen. Das Walten und Schalten dieses eigenartigen Mannes muß ohne Vorurtheil in den verschiedenen Gängen und Richtungen seines Lebens verfolgt werden, um seine hohe Bedeutsamkeit zu würdigen.

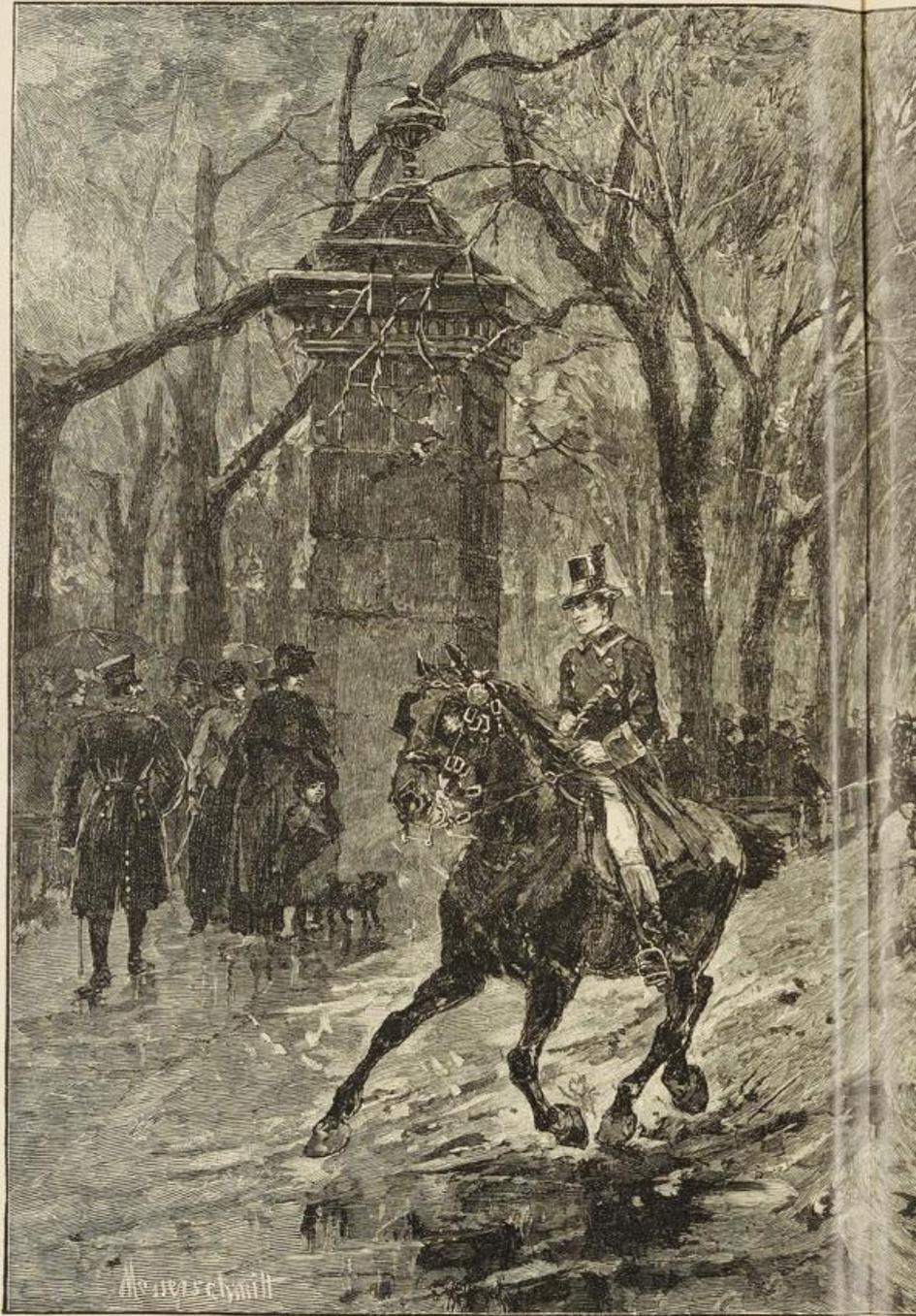
Es war nicht Schönrednerei, wenn er den Grundstein der Walhalla mit den Worten weihte: „Mögen so wie diese Steine sich zusammenfügen, alle Deutschen kräftig zusammenhalten“, und bei

der Eröffnung: „Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes, möchten alle Deutschen, wessen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können, und jeder trage bei, soviel er vermag, zu seiner Verherrlichung“; oder die Inschrift in dem Mosaikboden der Befreiungshalle: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie siegten.“ Thaten, folgenreiche Handlungen haben die Echtheit dieser Denkungsweise bekräftigt.

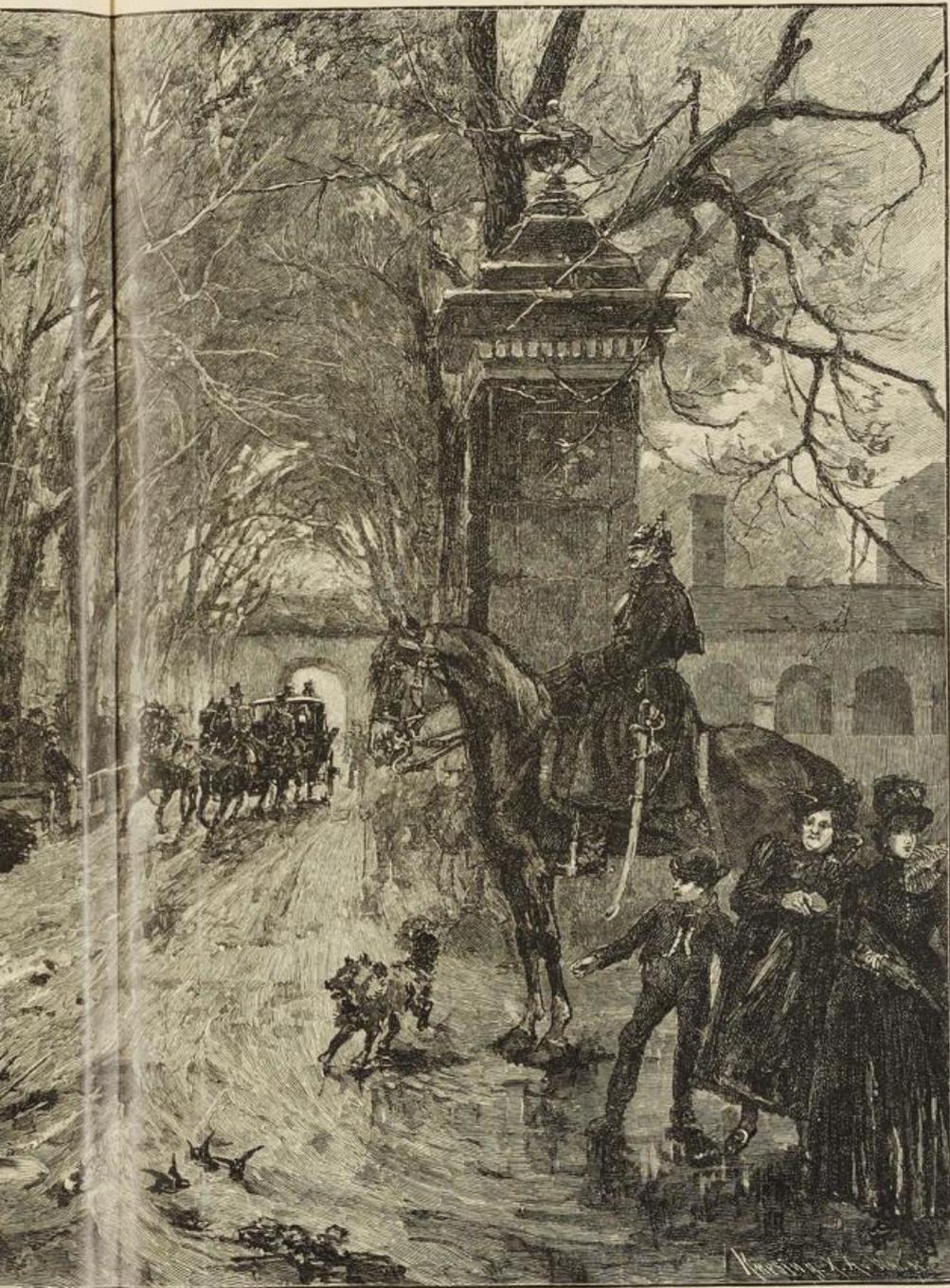
Es ist gewiß eine Seltenheit, daß der Erbprinz einer fürstlichen Nebenlinie, die nur durch das Erlöschen dreier vorgehender Linien zur Regierung gelangte, von der damals an den Höfen und Höflein herrschenden Sucht, den Verfallener Sitten nachzueifern, befreit blieb, obgleich sein Vater bei seiner Geburt als Oberst eines französischen Regiments gewissermaßen in französischen Diensten stand und der König von Frankreich ihm bei der Taufe seinen Namen schenkte; selbst die Stelle seiner Geburt machte ihn, wenn er Gefallen daran fand, zum Franzosen; aber vielleicht ist es eben das früh in ihm erregte Mißgefühl, die alte Reichsstadt Straßburg durch die Franzosen vom deutschen Reiche abgerissen zu sehen, was ihm Abneigung gegen den „Erbfeind der deutschen Nation“ einflößte, die durch den Ausbruch der großen Revolution und die Vertreibung seiner Familie aus Straßburg nicht gemildert werden konnte. Sein 1799 zur Erbfolge in Bayern gelangter Vater wurde durch politische Erwägungen bestimmt, zum Rheinbunde, auf Napoleon's Seite zu treten, der Kronprinz Ludwig mußte persönlich in den französischen Heeren die Führerschaft der bayerischen Truppen übernehmen und that dies mit großer Tapferkeit und militärischer Einsicht, allein den die halbe Welt kommandirenden Kaiser, von dem sein Glück abzuhängen schien, hat er immer gehaßt und dies in Gedichten sowie in Freundeskreisen zu Rom und Berlin oftmals ausgesprochen. Haß gegen den Corsen, Empörung über die Uneinigkeit der Deutschen, Aufforderung zur Einigung gegen den Unterdrücker athmet in kühner, glühender Aeußerung die Mehrzahl seiner Jugendgedichte und eine poetische Epistel an seinen neugeborenen Sohn Max geht von der Annahme aus, daß er, sein Vater, für Deutschlands Befreiung fallen könne, dann „werde seines deutschen Sinnes Erbe, für die Heimath muthig führ' das Schwert“ und „Eingedenk sei immer, daß als Deutscher Du geboren bist!“ Er beklagte, daß er nach dem Vertrage von Ried nicht an dem Kampfe gegen Napoleon theilnehmen konnte, betheiligte sich lebhaft an der bayerischen Landesbewaffnung, spendete aus seiner Privatkasse 20,000 fl. zum Ankauf

von Pferden und setzte ansehnliche Preise für die Eroberung französischer Adler und Fahnen aus. Er war ein mahrender Krieger, daß man den Franzosen die geraubten Kunstschätze und Elsaß-Lothringen nebst Metz, Toul und Verdün wieder abnehmen sollte, denn, heißt es in seinem Schreiben an den Kaiser von Oesterreich vom 3. Juli 1815, aus Bar-le-duc auf dem Marsche nach Paris: „es waren, sind und bleiben Deutschlands Feinde die Franzosen, welche Familie sie auch regiert.“ Als Kronprinz waren ihm enge Grenzen gezogen, die seine Thätigkeit auf das Sammeln von Kunstschätzen, zu dem die unwälzungsreiche napoleonische Zeit gute Gelegenheit bot, und auf Entwürfe für seine Monumentalbauten und die neue Stadtgründung Münchens beschränkten: nach seiner Thronbesteigung war eine seiner ersten Handlungen die Aufhebung der italienischen Oper, an deren Stelle er die deutsche Oper und das Schauspiel auf die Höhe ersten Ranges brachte und zur Pflege der deutschen Musik ein Musikconservatorium errichtete, für welches er das Odeon erbaute; mit besonderem Eifer strebte er, die völkerscheidenden Zollgrenzen aus Deutschland zu verbannen und dem Verkehr der deutschen Stämme untereinander freie, leichte Bahnen zu eröffnen. Bevor der preussische Zollverein ins Leben trat, schloß Ludwig eine Zoll- und Handelsvereinigung mit Württemberg ab (1827) und trat sofort zu dem zwischen Preußen und Hessen gebildeten Zollverein; er verbesserte das Postwesen, nahm den von Karl dem Großen in beschränkterem Maße entworfenen Plan einer Kanalverbindung zwischen Donau und Main in großartiger, wenn auch durch die Eisenbahn überholter Ausführung auf, führte mit Baden zusammen eine Rhein-Correction aus, zu welcher der Bau des Rheinkanals und die Gründung des Hafens und der Stadt Ludwigshafen gehört, half zur Einführung der Donau-Dampfschiffahrt, faßte den Eisenbahnbau, der unter seiner Regide Versuche und die Anlage der ersten Bahn Deutschlands erfuhr, vom Gesichtspunkte des internationalen Verkehrs auf, indem er, ohne Rücksicht auf München, die erste bayerische Staatsbahn von Lindau über die damals wichtigsten Handels- und Fabrikstädte des Landes, Augsburg und Nürnberg, nach Hof zog, auch gleiche Spurweite und das Princip des Staatsbaues für alle bayerischen Eisenbahnen festsetzte, was in der einträglichen ersten Periode der Bahnen die Staatskasse in den Stand setzte, aus den Ueberschüssen weitere Anlagen zu unternehmen. Es würde zu weit führen, auf alle seine Regierungshandlungen, die auf die Pflege deutscher Einigung abzielten, einzugehen; es sei nur noch daran erinnert, daß er als Pfalzgraf bei Rhein den Sänger, welcher mit dem Liede „Sie sollen ihn nicht haben“ das Geschrei der Franzosen

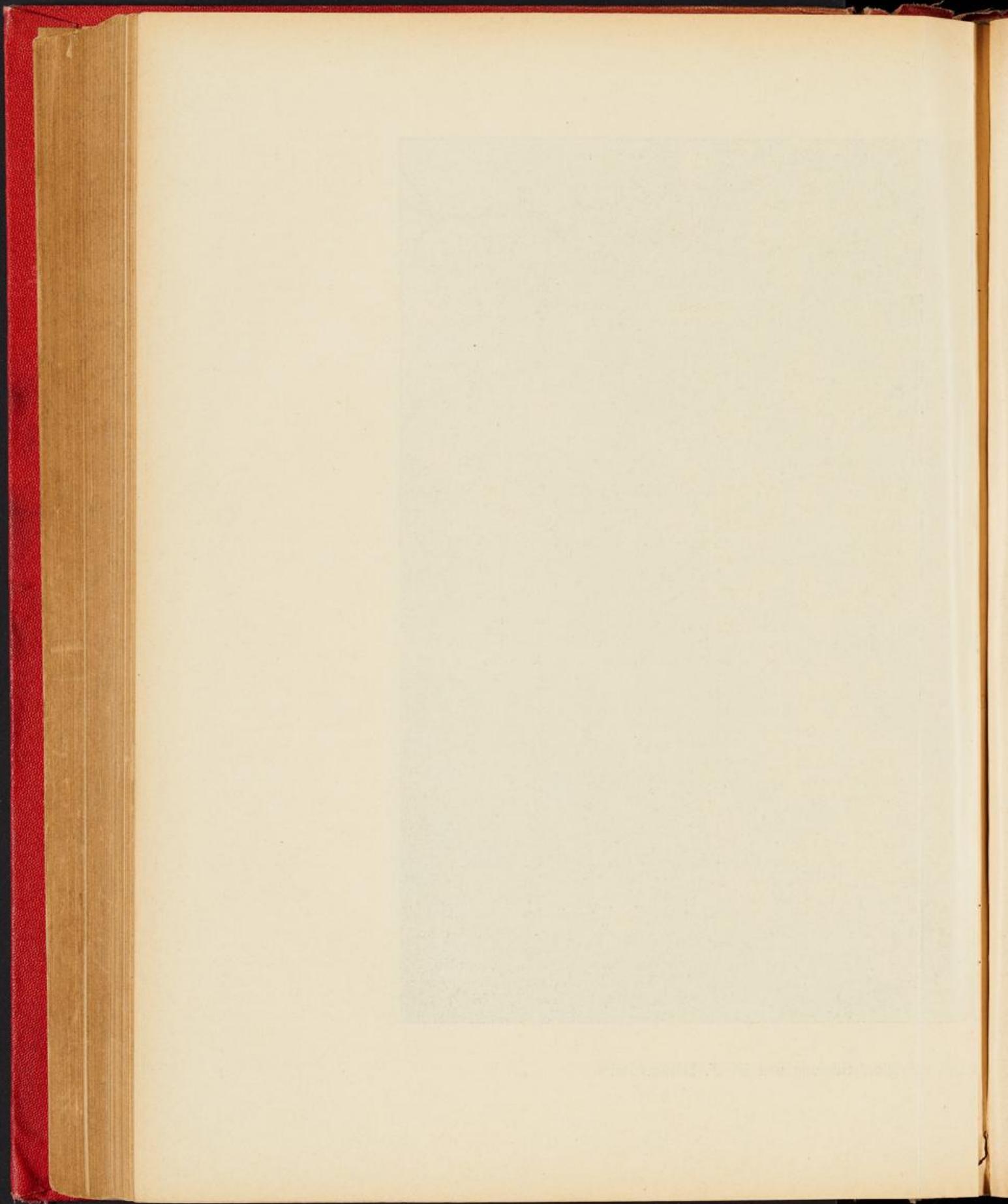
für die
aus.
Gran-
-Loth-
er ab-
reiben
1815,
s: „es
ide die
Als
n, die
chägen,
e Zeit
r seine
indung
teigung
hebung
deutsche
ersten
Musik
ches er
strebte
Deutsch-
eutschen
zu er-
s Leben
inigung
fort zu
n Zoll-
den von
se ent-
jen Do-
urch die
rte mit
us, zu
Grün-
afen ge-
pischiff-
seiner
n Bahn
s inter-
Rückficht
ahn von
ls- und
ürnberg,
nd das
n Eijen-
a ersten
a Stand
ngen zu
auf alle
Pflege
sei nur
graf bei
de „Sie
ranzosen



Durchfahrt des Königs Ludwig II. durch den Hofgarten



h den Hofgarten. Originalzeichnung von P. F. Messerschmidt.



nach dem linken Rheinufer beantwortete, mit einem Ehrenbecher belohnte; daß ohne seine freigebige Hand das Germanische Museum nicht zu Stande gekommen wäre, daß er nach seiner Abdankung bedeutende Geldsummen für die schleswig-holsteinische Sache darbrachte u. und endlich, daß er nicht nur die von ihm erworbenen Sammlungen des Germanischen Museums, sondern die ganze Walthalla mit allem Zubehör testamentarisch „Deutschland, meinem großen Vaterlande“ vermachte. Das sind Beweise wahrhaft deutscher Gesinnung, welche nicht leicht einem andern Fürsten in gleichem Maße nachgerühmt werden können und an dem Tage, da das Standbild dieses Königs unter den Genossen des von ihm erbauten Ehrentempels deutscher Verdienste und Geistesgröße aufgestellt werden wird, sollten alle deutschen Gemüther ehrfurchtsvoll und dankbar diesem Akte sich anschließen.

Der Münchener Alerus hat in neuerer Zeit durch den blinden Eifer der ihm affiliirten politischen Parteileute erfahren, wie wichtig es ist, ob der Hof ihm seinen Nimbus leiht oder nicht; die einst berühmten Processionen der Residenz tragen kaum noch den Schatten des Glanzes der Zeit Ludwigs des Ersten, welcher Kirchen erbaute, Klöster stiftete, Missionswerke unterstützte und zur Errichtung von Hunderten von Gotteshäusern Beisteuern gab; es ist nur billig, daß die Kirche ihren Wohlthäter ehrt, von dem Döllinger in seiner Leichenrede sagte, daß seit dem Kaiser Constantin in der ganzen christlichen Welt kein Monarch zu finden sei, der im Verhältniß zu dem Umfange seines Landes und dessen Mitteln so viele Gotteshäuser erbaute oder restaurirte. Deshalb gehörte er nicht zu den Zeloten; von ihm gilt, was er von der Jugenderziehung forderte: „Fromm sollen meine Bayern sein, aber keine Kopfhänger.“ Er achtete genau die verfassungsmäßige Parität der Katholiken und Evangelischen; einzelne Vorkommnisse auf kirchlichem wie politischem Gebiete, welche Anstoß erregten, wie die Kniebeugung der protestantischen Soldaten, die Demagogieverfolgung, waren theils damals herrschende Anschauungen der Regierungskreise, theils sind sie dem Bureaokratenthum beizumessen. Selbst von protestantischen Geschichtsschreibern wird betont, daß mit Ausnahme der Abel'schen Periode keine Zeit der Regierung Ludwigs der Tadel der Intoleranz treffe. Thatsachen bestätigen dies: von ihm wurde Erlangen zu einer protestantischen Fakultät ersten Ranges erhoben; die Protestanten, denen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die Aufnahme in die Münchener Bürgerschaft verweigert wurde, erhielten unter ihm ihre erste — eine große Kirche und die Königinnen Karoline und Theresia stifteten in dieselbe silberne Leuchter, Altar- und Kanzelbekleidung; auch die Juden bekamen eine Synagoge

II. 2.

und Ludwig wohnte mit Gemahlin deren Einweihung bei; für den griechischen Cultus ließ er die in der Franzosenzeit verwüstete Salvatorkirche wieder herstellen. Daß vorwiegend die von ihm erbauten oder unterstützten Kirchen dem katholischen Cultus zufließen, lag ebensowohl in den Bedürfnissen der üppig anwachsenden Residenzstadt wie in confessionellen Verhältnissen; indeß kommen von den vier durch Ludwig in München aufgeführten katholischen Kirchen nur zwei auf seine alleinige Rechnung, die Allerheiligen-Hofkirche mit 481,000 fl. und die Bonifaciuskirche mit 835,338 fl., zur Universitäts- und Pfarrkirche St. Ludwig trug er etwas über 100,000 fl. bei, zur gothischen Mariahilfskirche in der Vorstadt Au ebensoviel und die kostbaren Glasmalereien, die 209,000 fl. zu stehen kamen. Der kurz vor seinem Hinscheiden begonnenen Giesinger Kirche konnte seine Freigebigkeit nur in geringerem Maße zufließen. Aber mit dem Bau der Basilika steht derjenige der Benediktinerabtei im Zusammenhang und die Wiederherstellung von sechs Benediktinerstiften in verschiedenen Gegenden, auf die er einschließlic der Dotation über eine Million fl. verwendete. Und es kommen hinzu 190,000 fl. für Glasmalereien und zum Ausbau der Thürme des Regensburger Domes, 168,000 fl. zur Restauration des Domes zu Speyer und 67,800 fl. für Glasmalerei des Kölner Domes, dessen Ausbau ohne seine lebhafteste Verwendung vielleicht nie zu Stande gekommen wäre. Seine freigebige Hand kennen Hunderte von Kirchen, auch protestantische, in allen Gegenden der Erde, besonders in Nordamerika, wohin viele Bayern ausgewandert waren. Rechnet man noch, was er zu gemeinnützigen Kreiskassen, Pensionsanstalten, Kinder-, Kranken- und Armenstiftungen, Blinden- und Taubstummeninstituten spendete, so beläuft sich die Rechnung der königlichen Kasse für Verwendungen zu frommen und milden Zwecken über 6½ Millionen fl. Erwähnung verdient eine von ihm gestiftete jährliche Armenspeisung mit wechselndem Orte am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, wie er auch die Grundsteinlegung und Einweihung seiner bedeutendsten Monumentalbauten auf Siegestage des deutschen Befreiungskrieges verlegte.

Nicht leichter fallen ins Gewicht die Summen, welche Ludwig für seine kunstliebenden Neigungen aufbot. Die schon erwähnten beiden Flügel der Residenz nebst der dazwischen liegenden Hofkirche, durch die er den wiederholt vom Feuer verwüsteten Fürstenhof aus der Asche erhob, glänzen, mehr als durch ihre Außenseiten, durch die köstlichen Guß-, Bildhauer- und Malerwerke der ersten Meister, welche theils geschichtliche Thaten und Männer, theils die griechische und die deutsche Dichtung von dem Nibelungenliede bis zur klassischen Literatur

verherrlichten; auch bei den Kirchen fällt der Löwen- theil der Malerei und Sculptur zu. Eigens zu Kunstzwecken erbaute Ludwig die Glyptothek, zu der er bereits 1816 als Kronprinz den Grundstein weit ab von der Stadt in wüstem Felde legte; ihr Bau erforderte 426,000 fl.; es handelte sich dar- um, die seltenen Kunstschätze des Alterthums, welche günstige Gelegenheiten ihm zugespielt hatten und von denen die Giebelgruppen des Athenetempels von Megina mit Transport und Reparatur auf 57,000 fl., der barbarinische Faun auf 70,000 fl. — recht ansehnliche Summen für eine kronprinz- liche Kasse — zu stehen kamen, würdig unterzu- bringen und der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Ebenso verhielt es sich mit der (alten) Pinakothek, deren Bau in der wohlfeilen Zeit 494,000 fl. kos- tete; in der französischen Occupationszeit waren viele kostbare Gemälde aus Schlössern, Kirchen, Klö- stern u. s. w. vor der Plünderungssucht geborgen und aufgespeichert; für diese und neue Erwerbun- gen (zum Ankauf der Boisseree'schen Sammlung ver- wandte er 120,000 Thaler), die vor diesem Jahr- hundert entstanden sind, wurde die herrliche Kunst- halle erbaut, deren Frontseiten 24 Statuen Schwan- thalers zieren, während das Innere mit Fresken von Cornelius und Zimmerman ausgeschmückt ist. Gemälden aus diesem Jahrhundert und der Gegen- wart widmete Ludwig die neue Pinakothek mit einem Aufwande von 523,000 fl. Ein anderer Theil der Bilder wurde in Schloß Schleißheim aufge- stellt, zu dessen Restauration 95,000 fl. verausgabte wurden. Einen weiteren Theil der Gemälde theilte er den Städten Augsburg, Bamberg, Nördlingen, Nürnberg und Würzburg zu. — Ganz der Oeffent- lichkeit gewidmet sind die Kottmann'schen Land- schaften, die Bilder aus dem griechischen Freiheits- kampf und die bayerischen Geschichtsbilder in den Arkaden des Hofgartens, deren Anlage 71,000 fl. kostete. Als Pendant zur Glyptothek wurde das Kunstausstellungsgebäude für 346,000 fl. und zum Abschlusse des Königsplatzes der stolze Bau der Propyläen aufgeführt, welcher 728,000 fl. erforderte, diesen Schmuck Münchens beschloß Ludwig — am Tage nach seiner Abdankung. Gedenken wir noch des Siegesthores, das Ludwigs Hoffnung, die Bayern als deutsche siegreiche Truppen und Wiedereroberer Straßburg's einzuziehen zu sehen, erfüllt hat, und der bayerischen Ruhmeshalle mit der Riesenstatue der Bavaria, von denen ersteres 420,000 fl., letz- tere 941,000 fl., die Bavaria 250,000 fl. erforderte; so gelangen wir von den wichtigsten Bauwerken, die Ludwig für seine Rechnung ausführte, mit letz- terer zu den Gußwerken, die ihm die Entstehung verdanken; nicht diejenigen, welche in den Pracht- hallen untergebracht sind, wie die kolossalen Schwan- thaler'schen Ahnenbilder im Thronsaale, deren jede

30 Centner wiegt und zur Feuervergoldung 500 Du- katen verbrauchte, sondern nur die frei aufgestell- ten. Zu Füßen der 22' hohen Siegesgöttin auf der Quadriga des Siegesthores befinden sich die ehernen Schalen zweier Springbrunnen, welche mit der Wasserzuführung 174,000 fl. kosteten; der 100' hohe Obelisk, welchen Ludwig den 30,000 im russischen Feldzuge gefallenen Bayern mit einem Aufwande von 48,000 fl. widmete, Thorwaldsen's Reiterstatue des Kurfürsten Max I., die Standbil- der Schillers, die des Eroberers Belgrads, Max Emanuel, der Staatsmänner Westenrieder und Kreit- mayr, der Generale Deroy und Rumford, der Mu- siker Orlando di Lasso und Gluck, des Philosophen Schelling, des Optikers Fraunhofer, der Baumeister Alenze und Gärtner, die Feldherren Tilly und Brede in der für 246,000 fl. erbauten Feldherren- halle, der Monopteros (Kosten 42,000 fl.), in dem von ihm verschönerten, mit einer Schwanthaler'schen Figur und drei Denkmälern gezierten englischen Garten, die Standbilder vor der Bibliothek, am Blindeninstitute, am Hartthor, an verschiedenen Kir- chen u. halten überall in München die Erinnerung an den kunstsinigen König lebendig. Und ihre Zahl ist fleißig vermehrt worden durch die Ludwigs- statue, die Kolossalstatue des Königs Max I. und das gewaltige Monument Maximilians II., welcher die neuen Stadtanlagen rühnlichst fortsetzte, die Bildsäulen Goethe's und Liebig's, den Fischbrunnen, das Sene- felder-Denkmal u. u. Außerdem erhielten andere Städte ehernen Bildsäulen, Augsburg, Ansbach (den Dichter Platen), Dinkelsbühl (den Jugendschrift- steller Chr. Schmidt), Erlangen, Landshut, Nürn- berg (Dürer) und Würzburg und zu manchem Denk- male außerhalb Bayerns half Ludwigs Kasse bereit- willig mit. Man schätzt die Summe, die der Kö- nig auf die Herstellung und den Ankauf von Kunst- werken verausgabte, auf 1,400,000 fl., wozu noch 363,000 fl. für den Erwerb des damals spottwohl- feilen Grundes zu den Bauwerken und deren Um- gebung kommen.

Ja, mag man hier denken, wenn man Geld und die Macht hat! — Damit allein wäre es nicht vollbracht worden; Ludwig war nicht bloß Sammler, er war Kunstkenner, mit dem seine Mei- ster manchen Strauß zu bestehen hatten; er mußte nicht bloß die Kunstwerke aufsuchen und Paläste für ihre Aufstellung erbauen, sondern auch die be- fähigten Kräfte, seine Pläne auszuführen; Alenze entdeckte er in Paris, Cornelius, Gärtner, Stigl- maier und die anderen Künstler, die er durch Ehrensäulen und in seinen Gedichten gefeiert hat, in Rom und anderen Orten; und er hatte die Gabe, diese Männer zu harmonischem Wirken zu vereinigen und für die Reubelebung der Kunst zu begeistern, denn die Schwierigkeiten waren groß,

die Freskomalerei mußte dem Münchener Material und Klima angepaßt, die Glasmalerei und die Erzgießerei sozusagen neu erfunden, selbst die stets geübte Porzellanmalerei gründlich umgestaltet werden. Nicht minder gehörte die einsichtige Weise dazu, wie Ludwig den Grundplan des neu zu erbauenden Münchens regelte; er setzte seine Bauwerke in so weiser Vertheilung in die öde Gemarkung, daß sie zwar in Zusammenhang stehen, jedoch nur als Grundsäulen der künftigen Straßenentwicklung dienten, überall belebend, nirgends eine Aufhäufung oder Ueberladung bildend. In der langen Ludwigsstraße zwischen dem Siegesthor und der Feldherrenhalle ist die Ludwigskirche das einzige Bauwerk, zu dem königliche Gelder beitrugen, die Universität, die herrliche Staatsbibliothek, das schöne Blindeninstitut, das Salinengebäude, das Kriegsministerium, das Odeon, welche neben anderen Palästen und herrschaftlichen Gebäuden prangen, sind nur nach den Angaben Ludwig's, allein mit öffentlichen und vacant gewordenen Stiftungsgeldern errichtet. Diese und andere Bauwerke entsprangen nicht der Laune, sich in der Residenz eine prächtige Umgebung zu schaffen, sondern dem Bedürfnisse: durch die Vereinigung der bayerischen Lande, die Erhebung Bayerns zum Königreich und seine Vergrößerung waren Räumlichkeiten für die vermehrten Regierungsgeschäfte notwendig geworden. Die Verlegung der Universität, die trotz großer Verwendungen für sie in Landshut, wohin sie aus Ingolstadt der Kaufereien zwischen Militär und Studenten wegen übertragen war, ohne dort nach Ludwig's eigener studentischer Erfahrung einen edleren Geist anzunehmen, war eine Wohlthat für München und die Hochschule selbst, denn diese schloß die Verbindung mit der, 1808 durch die Akademie der bildenden Künste erweiterten Akademie der Wissenschaften und deren reichen Sammlungen, durch die Berufung großer Gelehrten und die freien Einrichtungen, die Ludwig ihr gab, Kraft zu einem Aufschwunge, der sie in erste Reihe unter den gelehrten Anstalten Deutschlands stellte. Auch zu der später hinzugekommenen Technischen Hochschule legte Ludwig den Grund, indem er in München, wie auch in Nürnberg und Würzburg, polytechnische, sonst überall landwirtschaftliche und Gewerbeschulen errichtete, und die Gymnasien ersetzte er von der verkündernden Buchstabengelahrtheit, indem er dem Körper sein Recht zur Entwicklung angedeihen ließ und zur Einführung des Turnens den in Preußen mißliebig angesehenen Maßmann herief. Er wollte tüchtige, unterrichtete Beamte und Lehrer haben, aber sie sollten auch gesund und rüstig sein; ihm schwebte zum Schutze des Landes die allgemeine Wehrfähigkeit vor, der Einrichtung ähnlich wie sie in der Schweiz bestand

und für welche man damals allgemein in Süddeutschland eingenommen war. Das sind ernsthaftige, aufrichtige Bestrebungen gewesen, welche die Anerkennung verdienen, durch welche die Universität Göttingen am 31. October 1853 Ludwig ehrte, indem sie ihn, zur Erinnerung an seine Immatriculation an der Georgia Augusta vor fünfzig Jahren, zum Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste ernannte, weil nie Jemand auf dem Throne mehr für die Pflege der Wissenschaften und Künste und zum Ruhme des gemeinschaftlichen Vaterlandes gewirkt habe.

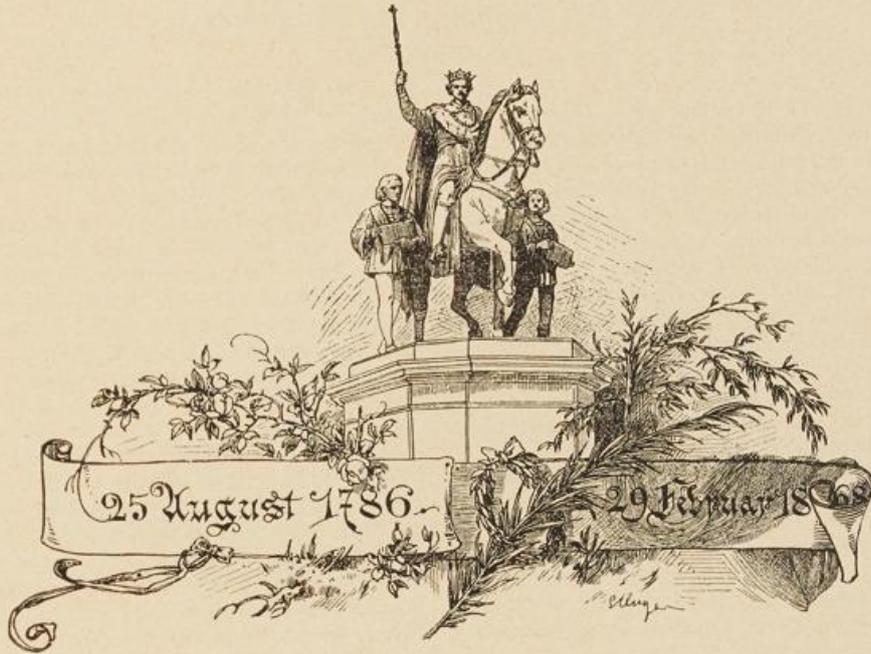
Ob so große Verdienste nicht durch ebenso große Fehler und Schwächen aufgewogen wurden? Ludwig selbst hat nie Anspruch darauf gemacht als ein Musterbild oder ein Heiliger zu erscheinen. Er war sparsam, weil er in seiner Jugend zu einfachem Leben und Entbehrungen angehalten worden, er war es für seine Person und forderte es von allen Verwaltungsstellen seines Reiches, vielleicht mehr als hier und da gut war, allein nur um Mittel zu anderen gemeinnützigen Unternehmungen zu bekommen; fast der einzige Hader mit seinen Landständen war der von 1839 bis zu seiner Abdankung währende Streit, ob die Regierung über die Verwendung der erzielten Erübrigungen zu bestimmen habe oder die Landesvertretung. Von sich konnte er mit allem Fug behaupten, daß er mit dem Staatsgute gewissenhaft wie der Bürger eines Freistaates gewaltet habe. Er ist übrigens von einsichtigen Personen nur in einem Falle in den Verdacht genommen, nicht leichtfertig, sondern nur unvorsichtig mit dem Staatscredite umgegangen zu sein, nämlich wegen des Darlehns von $1\frac{1}{2}$ Million Gulden, womit er die Griechen unterstützte. Es ergab sich aber, daß er persönlich diese von den Hellenen in's Buch der Vergessenheit geschriebene Schuld, sowie die darauf fälligen Zinsen im Belaufe von 290,000 Gulden, zurückgezahlt hat und den Zweiflern ist vor wenigen Jahren die Gewißheit hierüber durch den deutschen Reichskanzler vor Augen geführt, der das Ehrgefühl der Griechen anfaßte, so daß die Schuld an die testamentarisch bestimmten Erben Ludwig's entrichtet wurde. Die, durch die klassischen Studien geweckte, durch den trüben Zustand, den Deutschland lange darbot, gesteigerte Begeisterung für den Freiheitskampf der Hellenen hat Ludwig, der dabei nicht denken konnte, daß sein zweiter Sohn Otto auf den griechischen Thron berufen würde, mit schweren Opfern bezahlt; es mag wohl, wie sein Leichenredner Haneberg sagte, eine Zeit kommen, da der gebildete, über die Blüthe seines Vaterlandes glückliche Hellene zum Sarkophag Ludwig's in der Basilika an der Isar dankbar wallfahren wird. —

Man hat Ludwig despotisch genannt: eigenwillig war er gewiß, doch nicht so herrischer und gewalthätiger Natur, wie es groß veranlagte, mit Leidenschaft ihren Zwecken nachgehende Staatsmänner zu sein pflegen. Seine Künstler wissen es am besten: oft stritt er mit ihnen hartnäckig; nicht selten zeigte der Erfolg, daß er Recht hatte, in anderen Fällen kehrte der aufgebracht Fortgegangene wieder und bekannte: „Sie haben Recht, ich hatte Unrecht!“ Bei jedem wichtigen Gesetze machte er die fragende Bemerkung, ob nicht bestehende Rechte Anderer dadurch verletzt würden? — Auf seine königlichen Würden und Ehren hielt er mit Eifersucht, wo etwas darauf ankam; sonst ist er bekannt wegen seines einfachen, fast schäbigen Auftretens und der unscheinbaren, bürgerlichen Art, wie er umherging und, in der Stille Menschenliebe übte. Als er in der Umgegend von Rom den von Athen zurückgekehrten General Heidecker in einer Gesellschaft traf und in der Abendstunde, die dem heißen Tage folgte, alle beim Heimfahren nach den Ueberziehern und Mänteln griffen, bemerkte Ludwig, daß Heidecker nicht mit einem solchen Schutzmittel versehen war; sofort legte er seinen Ueberzieher ab, sprang aus dem Wagen und nahm Heidecker mit den Worten beim Arm: „Wir beide gehen zu Fuß heim, da verkälten wir uns nicht!“ Sagt das nicht mehr als manche Wohlthat, die eine gelegentlich belauschte Noth ihm ablockte? — Ueber seine Sitten ist oft zweifelnd gelächelt worden. Daß er der Schönheit huldigte, weiß man von ihm selbst aus seinem römischen Aufenthalt, wo ein Jesuitenpater bei der Beichte streng mit ihm wegen eines Cicisbeo-Verhältnisses zu einer edlen Italienerin in's Gericht ging; spitzfindige Leute meinen, daß er deshalb und nicht wegen ihrer politischen Neigungen als König gegen die Gesellschaft Jesu gewesen sei. Man verweist wohl auch auf sein Schönheiten-Cabinet: die Mehrzahl der darin aufgenommenen Personen sind an sich selbst ein Beweis, daß Ludwig nur der Blüthe der Münchener Frauenvelt eine künstlerische Huldigung darbrachte. Doch Lola Montez? Ludwig selbst bekennet, daß diese Abenteuerin mit dem Zauber einer elementaren Gewalt auf ihn eingewirkt hat und der Mißbrauch, den dieselbe mit dem mehr an sich gerissenen, als gewährten Einflusse trieb, hat ihn zum einzigen Male mit seinen Ministern, der Universität und der Münchener Bürgererschaft in ernsthaften Conflict gebracht. Sollen wir aber dem sonst so aufrichtigen Manne nicht Glauben beimessen, wenn er behauptet, daß er die angebliche Spanierin nur als eine schöne Freundin gekannt, daß er seiner Gemahlin Therese, dem Muster edler Weiblichkeit, die Treue nie gebrochen?

Doch das sind persönliche Fragen, welche nur

an den Lebenden hasteten, die Zeit hat den Staub derselben von der geschichtlichen Erscheinung dieses Fürsten hinweggespült; gleichwohl mag der Sturm, den die Lola-Katastrophe auftrieb, nicht ohne Einfluß auf den kurz danach von Ludwig gefaßten Entschluß, die Krone niederzulegen, gewesen sein. Die Aufregung zitterte noch nach, als die Februar-Revolution von Paris ihre tosenden Wellen durch Europa trieb; es kam in München zu stürmischen Forderungen und Ausschreitungen; Ludwig bewilligte am 5. März 1848 die bekannten Märzforderungen und ein neues Ministerium; der Jubel, der ihn bei einer feierlichen Umfahrt am 14. begrüßte, schien herzliche Aussöhnung zu bedeuten, aber ganz unerwartet erklärte Ludwig am 20. seine Abdankung: „Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere als die in der Verfassungsurkunde enthaltene, mit der ich nun in's 23. Jahr geherrscht... Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland.“ Und daß es auch für München glühte, bewies er durch die Anordnung des Baues der Propyläen am nachfolgenden Tage. Ehrlich bekennend, daß er das Königthum anders verstand, als die wogende Zeit es wollte, trat er von der Herrschaft zurück. „Nicht durch Krankheit gebrochen, nicht durch Vereitelung seiner Unternehmungen entmuthigt, in der vollen unverkehrten Kraft seines Leibes und Geistes faßte er den Entschluß und hat ihn nie bereuet, nie auch nur einen Versuch gemacht in den Gang der Regierung irgendwie wieder einzugreifen. Alle Fürsten, welche der Herrschaft entsagten, zogen sich in die Abgeschiedenheit zurück, sie ertrugen es nicht, machtlos unter denen zu wandeln, die früher ihnen gehorcht hatten; Ludwig dagegen ist in der Hauptstadt geblieben, in welcher er 22 Jahre als Alleinherrscher gewaltet hatte, ist täglich in freundliche, vertrauliche, theilnehmende Berührung mit Personen aus allen Ständen getreten; wo er immer gesehen wurde, haben ihn alle Zeichen der Verehrung und Volksliebe umgeben, Jeder hat sich gefreut ihm zu begegnen, ein Blick, ein Wort, ein Erkennungszeichen von ihm zu empfangen, und kein Fremder hätte es ahnen können, daß dieser Gegenstand der allgemeinen Ehrfurcht und Huldigung nicht mehr Herrscher sei.“ Brauchen wir diesen Worten des Historikers Döllinger etwas hinzuzusetzen, als daß der letzte Hauch des verschwindenden Fürsten ein Gruß an sein liebes München war? Die segensreichen Folgen, welche sich an die Schöpfungen Ludwig's für München insbesondere knüpfen, nur anzudeuten, würde einen weiteren Raum erfordern, als hier gestattet ist; aber ist es denn nothwendig? Ist nicht die große, schöne, reiche Stadt ein Zeugniß derselben? Die Steine reden; die Tempel, die Kunsthallen, die Bildsäulen, der gesammte Schmuck,

die ganze Blüthe Münchens predigen Ludwig's Verdienste: sollten daher die Münchener nicht gern ein glänzendes Zeugniß ablegen, daß sie daran denken, was Ludwig für ihre Stadt, für Bayern, für Kunst und Wissenschaft, für das ganze Deutschland gewesen ist und gewirkt hat?



Zur Sonnenhöhe.

Novelle von H. Müller von Brandenburg.

(Schluß.)

Mit einem Worte läßt sich auf solche Fragen keine Antwort geben, ich müßte Dir die Geschichte meines Lebens Schritt für Schritt vor Augen stellen, Dir zeigen, wie ich meine Studien betrieb, wie ich in meine Carrière hineingekommen und auf meiner Bahn vorgerückt bin, aber dazu ist hier weder der Ort noch die Zeit. Nur das Eine glaube mir, ich bin mir meines Zieles wohlbewußt. Und nun lasse alle Besorgnisse fahren und sei versichert, daß Alles gut werden soll und Du noch Freude an Deinem Sohne haben wirst."

"Ich vertraue Dir," sagte Bronker, indem er ihm herzlich die Hand schüttelte, "aber wie stehst Du zu Bärbi?"

"Das überlasse der Zukunft und baue auf mich; es wird noch Alles zum erwünschten Ziele kommen."

Bronker wollte auf diese nichtsagende Phrase antworten, wurde aber durch das Geräusch eines Wagens unterbrochen, der soeben vorfuhr. Gleich darauf erschien Bärbi, welche den Polizeirath hereinführte.

"Bittoria!" rief Stürmer, als er kaum die Schwelle des Zimmers überschritten hatte, "wir haben gesiegt! Soeben ist die Wahlhandlung geschlossen und das Resultat bekannt gemacht. Ich warf mich sofort wieder in den Wagen und eilte heraus: Sie sind mit erdrückender Majorität zum Abgeordneten erwählt. Ich gratulire, Herr Kreispräsident!"

Conrads Augen blitzten freudig, und tiefathmend rief er: "Gott sei Dank, so ist das doch errungen!"

"Nicht ohne Mühe!" versicherte Stürmer. "Ohne den Verhaftsbefehl, der unseren Gegner hinter Schloß und Riegel brachte, wäre wahrscheinlich Alles verloren gewesen. So aber wurden die guten Leute feurig und wagten nicht, einen Mann zu wählen, der vielleicht mit den Gesezen in Conflict gerathen war. Es war eine kapitale Idee von mir!"

"Und die Verantwortung tragen Sie," ergänzte

Alle Rechte, besonders auch der Dramatisirung vorbehalten.

Conrad. "Aber wir sind nicht allein; schweigen Sie also!" flüsterte er dem Polizeirath zu.

Aber es war zu spät; Stürmers Worte hatten bereits ihre Wirkung gethan.

"Wie?" rief Bronker, "so ist es wahr, was man erzählte und was ich für ein leeres Gerücht hielt: Doktor Falk ist verhaftet, ist mit Deinem Wissen, wohl gar auf Deine Veranlassung verhaftet? Conrad, Junge, ist das wahr, ist das möglich? Sage nein, sage, daß ich mich verhöhrt habe!"

Conrad schwieg und starrte finster auf den Boden.

"Du schweigst," schrie der Alte, "Du schweigst! Jagt Dir denn die Scham nicht das Blut in das Gesicht?! Den Jugendfreund, Deinen treuesten Kameraden hast Du ins Gefängniß werfen lassen, hast ihn, den ich wie meinen Sohn liebte, wie einen Verbrecher behandelt? Herrgott im Himmel, ist das denn denkbar! Und dieser Mensch, der die Freundschaft mit Füßen tritt, ist mein leiblicher Sohn! Conrad, Conrad —" und er ergriff heftig seinen Arm — "Du wagst noch, Dein Auge vor Menschen zu erheben?! O, nun traue ich Dir alles Schlechte zu; nun glaube ich sogar, was sich die Leute erzählen, daß Du auch Schloß Feldingen gekauft hast oder kaufen willst."

"Und wenn ich es gethan hätte?" rief Conrad trotzig. "Wenn ich nun das an mich gebracht hätte durch ehrlichen Kauf, was Andere nicht zu halten verstanden?!"

"Du, Conrad?" fragte Bärbi schluchzend, aber er antwortete ihr nicht.

"Also Du," rief Bronker, "Du bist es, der die Schuldscheine auf die Herrschaft zusammenkaufen ließ, um die Wohlthäterin Deines alten Vaters in das Elend zu stürzen und die zur Bettlerin zu machen, die Dir einst ihre Freundschaft geschenkt hatte —"

"Und dann meine Ehre mit Füßen trat!" ergänzte der Kreispräsident mit Bitterkeit.

"Sie ereifern sich ohne Grund, Herr Bronker,"

bemerkte Stürmer. „Wir leben in einer materiellen Zeit, die nur das Geschäft und den Gewinn anerkennt. Der Herr Kreispräsident hat spekulirt und die Spekulation ist geglückt; er bedurfte eines größeren Besitzthums und hat es erworben. Voilà tout!“

Bronker rang verzweifelt die Hände. Er war irre geworden an seinem Sohne, er verstand diese Welt nicht mehr. Bärbi war auf einen Stuhl gesunken und weinte bitterlich, denn auch sie vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß Conrad es war, der das gnädige Fräulein aus dem Schlosse vertreiben sollte.

Aber der Kelch des Schmerzes war noch nicht geleert. Strauß erschien, aufgereggt, athemlos. Er hatte den, wenn auch nur kurzen Weg von der Stadt bis zu dem Dorfe in größter Eile zurückgelegt und stürzte, eine Depesche mit der Hand emporhaltend, in das kleine Gemach.

„Was sagen Sie jetzt, verehrter Freund?“ rief er jubelnd. „Ich hatte Ihren Sieg Seiner Excellenz telegraphirt; hier ist die Rückantwort. Werfen Sie sich in die Brust, vortrefflichster aller Kreispräsidenten, Excellenz von Hohenberg senden ihre herzlichste Gratulation, Se. Hoheit hat Ihre Erhebung in den Adelsstand beschlossen, und Fräulein Leonie sendet tausend Grüße ihrem zukünftigen Gemahl.“

„Seine Frau!“ schrie Bärbi auf; die Sinne vergingen ihr, mit der Hand krampfhaft nach dem Herzen greifend, sprang sie empor, sank aber im nächsten Augenblicke bewußtlos zusammen und wäre zu Boden gesunken, wenn Bronker sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Mensch, bist Du rasend!“ jammerte der Alte, „häufst Du denn Verrath auf Verrath; fürchtest Du nicht, daß des Himmels Blitz auf Dein schuldbeladenes Haupt niederfährt? Sieh' dieses Mädchen, dieses arme, unschuldige Geschöpf an, das Du ins Herz getroffen hast, und dann sinke in die Erde vor Scham und Schande!“

Conrad zitterte an allen Gliedern, sein Gesicht war bleich, seine Augen drohten aus ihren Höhlen zu springen, und er rang stöhnend nach Fassung. Stürmer sprang zu ihm und hielt ihn aufrecht.

„Muth, Muth!“ rief er ihm zu. „Nun ist Alles erreicht, was Sie erreichen wollten und erreichen mußten. Jetzt, Herr von Bronker, jetzt stehen Sie auf der Sonnenhöhe des Glückes.“

„Des Glückes?“ flüsterte Conrad tonlos. „Ich war noch niemals so unglücklich, als in diesem Augenblicke!“

Ein düsteres Schweigen trat ein. Bronker war mit Bärbi beschäftigt, die soeben wieder zu sich kam und sich langsam erholt, Strauß, der gern allen peinlichen Situationen aus dem Wege ging, fühlte

sich im höchsten Grade unbehaglich, Stürmer aber blickte ruhig um sich, als ob gar nichts vorgefallen wäre, sah dann nach der Uhr und bemerkte, daß es Zeit sein würde, nach der Stadt zurückzukehren, um nicht den Curirzug zu versäumen. Conrad machte eine Bewegung, als wenn er das Zimmer verlassen wollte. Bärbi trat ihm einen Schritt näher und sah ihm ins Auge, als ob sie zu ihm reden wollte, dann aber wandte sie sich von ihm zu Bronker.

„Gebt Euch zur Ruhe, Ohm,“ sagte sie mit weicher Stimme, „laßt ab von Eurem Zorn, denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Das Glück ist nicht für jeden Menschen auf der Welt, und wem es den Rücken kehrt, der soll sich fügen und sein Schicksal tragen. Schaut, Ohm, ich habe ihn ja so lieb gehabt, so grausam lieb, und doch hat er mein vergessen und hat eine andere gewählt. Das hat hier“ — und sie legte die Hand aufs Herz — „tief, tief hineingetroffen; aber mit mir wär' er vielleicht nicht so glücklich geworden, wenn ich es auch treu mit ihm gemeint habe, und so laßt ihn denn. Wenn es ihm nur zum Glück dient — was ist an einem dummen Ding, wie ich bin, gelegen!“

„Sie sollten stolz sein,“ nahm Stürmer das Wort, indem er sich zu Bronker wandte, „sollten sich geehrt fühlen in diesem Sohne, der Ehre, Macht und Reichthum durch eigene Kraft und eigenes Talent errungen hat —“

„Und dabei zum Schelm geworden ist!“ unterbrach ihn Bronker heftig. „Macht, Reichthum, Ehre, ja, das sind die unheilvollen Götzen unserer Zeit, vor denen die Menschheit im Staube liegt, denen sie Menschenwürde und Mannesehre zum Opfer bringt, Glanz und Genuß, das ist der Inhalt Eures Strebens und das Ziel Eurer wahnsinnigen Jagd; aber stürmt nur weiter und immer weiter, Ihr werdet ja sehen, wohin das Rasen auf dieser abschüssigen Bahn Euch führt!“

„Vater,“ sagte Conrad, aber der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Schweig!“ rief er heftig, „Du hast Dich heute von Deines Vaters Brust losgerissen, und unsere Wege scheiden sich fortan. Der meine wird mich bald zur Ruhe führen, und mit reinem Herzen und freiem Gewissen werde ich mich ins Grab legen, arm, ohne Glanz, aber ehrlich und versöhnt mit Gott und mir; Du aber, der Du Dich Deines alten Vaters unwürdig erwiesen hast, der Du durch Wort und That mich verleugnest, geh', geh', wohin Du willst! Ich konnte Dich nicht retten, denn Du wolltest keine Rettung; so will ich denn auch keinen Antheil an Dir haben. Ich fluche Dir nicht, denn »mein ist die Rache«, spricht der Herr. Komm, Mädchen, weine nicht, denn er ist der Thränen nicht werth!“

Und er nahm Bärbi's Hand und führte sie in ihr Zimmer.

„Ein Familiendrama!“ sagte spöttisch der Polizeirath leise zu Strauß, der voller Angst neben ihm stand, und zu Conrad gewandt fuhr er, lauter sprechend, fort: „Wir werden noch den Zug ver säumen!“

„Sie haben recht,“ entgegnete Conrad tonlos; „lassen Sie uns eilen!“

Eine halbe Stunde später saß Conrad mit Strauß und Stürmer im Coupee und eilte zur Stadt zurück.

Draußen vor der fürstlichen Residenz in der gartenreichen, heiteren Vorstadt, in welcher sich die meist geschmackvoll erbauten Landhäuser und Villen der vornehmen Welt rings um einen mächtig großen Park erheben, lag das mit allem Comfort der modernen Zeit ausgestattete kleine Haus des Doctor Heinrich Falk, welches er seit zwei Jahren bewohnte. Es war ein reizendes, trauliches Heim inmitten eines sauberen Gärtchens, umgeben von Blumenbeeten, auf denen eine liebevolle Hand eine fast erdrückende Menge der verschiedensten Pflanzen zu pflegen schien. Trat man in das im edelsten Stil aufgeführte kleine Gebäude, so sah man zur Linken des Hausflures eine Thür, die in das Arbeitszimmer des Doctors führte, welches mit allerlei seltsamen Waffen und wunderlichem Geräth geschmückt war, wie es der Inhaber dieses Raumes von seinen langen Wanderfahrten in fernen Erdtheilen mitgebracht hatte, und dessen Wände hohe Bücherregale zum guten Theile verdeckten. In der Mitte der Fensterwand jedoch stand der breite mit Papieren aller Art, mit Zeitungen und Broschüren bedeckte Diplomatentisch, in dessen Mitte eine kleine, zierliche Base mit frischen Blumen prangte. Zur Rechten des Flures ging es dagegen in ein elegantes Boudoir, welches einen entzückenden Anblick darbot und wie eine Stätte des Friedens in seiner anmuthigen Ausstattung zum dauernden Verweilen Jeden einzuladen schien, der die Schwelle desselben überschritt.

Es war still in diesem Zimmer, ganz still. Auf einem Stuhle am Fenster saß eine herzige, junge Frau mit frischer, blühender Gesichtsfarbe in moderner, aber einfacher und trotzdem eleganter Toilette und arbeitete emsig an einer angefangenen Stickerei. Von Zeit zu Zeit nur machte sie eine kurze Pause, legte die Hände in den Schooß und schaute mit zufriednem Lächeln durch das Fenster in den blühenden Garten hinaus und summt ganz leise einige Takte eines Liedes vor sich hin. Diese junge Dame war Frau Doctor Falk.

Sobem war sie wieder eifrig dabei, mit den rothigen Fingern einen goldenen Schmetterling auf den Cannevas zu zaubern, als die Thüre des

Nebenzimmers aufging und der Gemahl des jungen Weibes eintrat, einen ganzen Stoß Journale aller Art in der Hand haltend, in deren einem er selbst im Gehen zu lesen schien.

„Stechst Du schon wieder in Deiner Politit und Deinen Zeitungen,“ redete sie den Eintretenden mit scherzhaftem Vorwurf an, „seitdem Du in der Kammer sitzt und auf nichts weiter denkst, als dem armen Ministerium und seinem Unterstaatssecretär zu Leibe zu gehen, bist Du für uns andere Menschen gar nicht mehr zu sprechen. Es ist ja richtig, der Mann hat garstig an Dir und Anderen gehandelt, aber er war gewiß nicht allein an allem Unheil schuld, und, daß Du es nur weißt, es ist recht schlecht von Dir, immerfort nur auf Rache zu sinnen.“

„Du irrst, kleine Bärbi,“ entgegnete Falk, indem er der schmollenden Gattin lachend einen Kuß auf die blühenden Lippen drückte, „es handelt sich gar nicht um die Person Conrad's oder der Minister, sondern allein um die Sache. Aber auch Dich habe ich trotz aller Aufregung und Arbeit ebenso wenig vergessen, wie meine Pflanzen und meine Botanik; habe ich mir doch bei allen trockenen Geschäften eine frische, duftige Rose gewonnen. Die presse ich auch, aber nicht in das Herbarium, sondern als liebes Weib an meine Brust.“ Und mit diesen Worten legte er schmeichelnd ihr Köpfchen an seine Schulter.

„Machst Du schon wieder Complimente, Du Schelm?“ fragte Frau Doctor Falk und stellte sich, als ob sie den Herrn Gemahl von sich drängen wollte, ohne jedoch ernstlich auf ihrem Vorhaben zu beharren.

„Wir sind ja erst zwei Jahre verheirathet,“ verteidigte Heinrich sich.

„So? Also nachher, meinst Du, da kann's aufhören, wenn ich auch erst so ein altes Blümchen bin und wenn die Wangen welk geworden sind. Pfui, Heinrich, schäme Dich! Aber so seid Ihr Mannsleute alle.“

„Brrr!“ lachte Heinrich, „da haben wir's wieder. Aber wie reizend die Kleine aussieht, wenn sie schmollt; schon um das Gesichtchen zu sehen, möchte man sie den ganzen Tag ärgern.“

„Also darum zankt Ihr mit uns armen Weibern, daß wir schmollen und reizend aussehen sollen! O, was diese Männer doch raff— wie nennt Ihr das doch?“

„Raffinirt.“

„Ja, was Ihr raffinirt seid! Aber nun lege einmal Deine Zeitungen da auf den Tisch und sieh Dir an, was Dein armes verlassenes Weib inzwischen für eine wunderschöne Arbeit gemacht hat! Sieh nur dieses Bouquet! Was?“

„Sehr schön, Kleine, sehr schön! Aber unlogisch!

Beifchen, Rosen, Aftern, Schneeglöckchen und Goldregen in einem Strauß, Blumen, die in ganz verschiedenen Jahreszeiten blühen — nicht wahr, die Stickerie ist von einer Frau aufgezeichnet?"

"Jetzt gehst Du aber ab, Du Unart," rief Bärbi, „meinst Du, wir Frauen verstehen gar nichts? Mehr, wie Ihr! Wenn Ihr Männer mit Eurer Weisheit, Eurer Logik und all' dem andern lateinischen Krimskrans und mit einer tüchtigen Portion Heftigkeit Euch gründlich festgefahren habt und nicht mehr weiter könnt, da sind's doch immer die Weiber, die keine Logik haben, wie Ihr sagt, die Euch herausziehen und mit einem bischen Herz und Mutterwitz mehr ausrichten, als Ihr studirten Leute mit Eurer gewaltigen Klugheit. So! Und ich sage Dir, dieses Bouquet ist hübsch, und wenn sich hier so verschiedene Blumen zusammenfinden, dann ist das ihre Sache. Und weißt Du, für wen ich das arbeite? Für den Ohm, der bekommt es zu seinem Namenstag. Aber halt! Da seh' ich ihn selbst kommen; schnell die Stickerie bei Seite!"

Bronker trat ein. Sein Aussehen war gegen früher wenig verändert, ja, man konnte sagen, daß er in den zwei Jahren, seitdem er sein Amt niedergelegt und seinen Wohnsitz bei dem jungen Paare aufgeschlagen hatte, frischer und gesunder geworden war, und er selbst behauptete das auch, schrieb aber diese günstige Veränderung der treuen und liebevollen Pflege Bärbi's zu, der er seinerseits sich dafür so nützlich als möglich zu machen suchte.

"Guten Morgen, Ihr lieben Leute," sagte er beim Eintreten, „seid Ihr schon wieder bei der Arbeit? Ihr beschämt mich ja ordentlich, denn ich habe heute noch nichts gethan. Aber dafür will ich jetzt auch desto eifriger sein: Ich gehe in die Stadt, und wenn die Frau Doctor etwas zu besorgen haben, bitte ich, ungenirt über mich zu verfügen. Uebrigens, bevor ich es vergesse, Fräulein Meta läßt schön grüßen und wird sich bald das Vergnügen machen, selbst hier zu erscheinen; ich traf sie draußen im Park."

"Das ist ja reizend," jubelte Bärbi, „es war doch ein kluger Gedanke von mir, ihr so dicht bei uns eine Wohnung zu besorgen."

"Jawohl," lachte Falk, „und da kommen die Gnädigen alle Augenblicke zusammen und plaudern, daß sie Himmel und Erde, Mann und Dinkel darüber vergessen, und wenn nicht die Köchin eine so zuverlässige Person wäre, es gäbe gewiß alle Tage angebrannten Braten oder versalzene Suppe."

"Verleumdung!" rief Bärbi lustig, „aber Ohm, wenn Ihr in die Stadt geht, da bringt nur einen guten Sack voll Nennigkeiten mit und außerdem drei Loth Seide, blau, mittelfein, ein Päckchen Nähadeln, Nummer sieben, ein halbes Pfund rothe Zephyrwolle, zwei Fläschchen Fleckwasser, eine —

II. 2.

aber da ist der Zettel, da steht alles deutlich draußgeschrieben. Siehst Du, Mann, seit der Ohm bei uns wohnt, habe ich doch wenigstens einen Menschen im Hause, der für die Wirthschaft sorgt."

"Ja," meinte Falk und reichte dem Alten die Hand, „wenn wir Dich nicht hätten!"

"Und die Meta," ergänzte Bronker. „Die und ich, wir halten das Hauswesen noch so leidlich zusammen; Ihr Beide würdet ja wohl über lauter Studium und Liebelei alles jämmerlich zerfallen lassen. Aber nun gib mir nur den Zettel; es ist Zeit, daß ich gehe. Auf Wiedersehen!"

Als er aus der Thüre ging, sah der Doctor ihm mit erstem Gesichte nach. Bärbi bemerkte es.

"Was hast Du denn, Heinrich, Du machst ein Gesicht, als ob Dich irgend ein Kummer drückte?"

"So ist es auch, Bärbi; es wäre besser gewesen, wenn er heute nicht in die Stadt hineingegangen wäre. Du weißt, daß wir unmittelbar vor einer politischen Krisis stehen; der Wind in den höchsten Regionen ist, wie das schon länger zu erwarten stand, umgeschlagen, und alle Welt spricht schon davon, daß das gegenwärtige Ministerium samt dem Unterstaatssecretär —"

"Was geht uns der Unterstaatssecretär an," unterbrach Bärbi ihn schnell, „ich will nichts von ihm wissen."

"So? Und dabei bist Du die Freundin seiner Frau?"

"Nun ja. Leonie ist ein liebes Weib, und ich freue mich, daß der Zufall uns im vorigen Sommer in Wiesbaden zusammenführte. Ich habe ihre Bekanntschaft nicht zuerst gesucht, aber nun es einmal so gekommen ist, bin ich vergnügt darüber. Ihr Mann ging mir nicht gerade aus dem Wege, aber er hielt sich doch stets außerordentlich reservirt. Er ist ja nun einmal stolz und auf seinen Titel, sein Ansehen und sein Vermögen eingebildet."

"Wenn aber alles Das wie eine Seifenblase zerröhne?"

Bärbi sah ihn erschreckt an.

"Was sagst Du?"

"Wenn er von seiner Höhe herabstürzte?"

"Ich bitte Dich um Alles in der Welt! Der Conrad im Unglück? Ja, dann ginge er uns wieder was an. Aber das ist doch nicht möglich! So erzähle doch!"

"Du weißt," entgegnete der Doctor, „welche Schwankungen die Politik des Cabinets seit längerer Zeit durchgemacht hat, Du weißt, wie die Majorität der Kammer dem Ministerium ein Mißtrauensvotum gegeben; bisher hat der Fürst noch keine Entscheidung getroffen, aber dieselbe ist jeden Moment zu erwarten. Fällt das Ministerium, so muß auch Conrad gehen und aus dem Staatsdienst

scheiden, denn seit sein Schwiegervater todt ist, hält ihn auch dessen Sippschaft nicht mehr."

Bärbi sann einen Augenblick ernstlich nach. Diese Eröffnung hatte sie überrascht und eine Möglichkeit gezeigt, an die sie noch nie gedacht hatte. Der Conrad gestürzt, vielleicht gar in Noth — das war ihr ein peinlicher Gedanke, vor dem Alles zurücktrat, was dieser Mann gegen sie gefehlt hatte. Und was würde Meta dazu sagen, die noch immer an diesem Conrad so lebhaften Antheil nahm?

"Wenn Deine Befürchtung wahr wird," sagte sie endlich, "dann fangen unsere Pflichten an."

"Gewiß," rief Falk. "Den Politiker habe ich bekämpft, wie ich es für meine Pflicht hielt, dem Menschen will ich nicht nachtragen, was er uns beiden Böses gethan hat, als ihn sein Dämon auf die Bahn des Ehrgeizes trieb."

"So ist's recht," rief Bärbi, "und für diese Gesinnung sollst Du einen Kuß haben!"

"Nun," sagte Falk, "Du entwickelst ja einen bedenklichen Eifer für unseren Jugendfreund, und wenn ich nicht wüßte, daß er verheirathet ist, ich hätte wohl allen Grund, eifersüchtig zu werden. Merkwürdig! Alle Weiber interessieren sich für den Conrad, Du, die Meta und seine Frau natürlich auch. Nun, wenn es mit ihm schief geht, dann vertraue ich ihn Euch dreien an; wenn drei so kluge und zärtliche Weiber für ihn eintreten, da kann er ja gar nicht zu Grunde gehen."

Die junge Frau wollte schmolzen; es blieb ihr jedoch keine Zeit dazu, denn in diesem Momente meldete der Diener Fräulein von Wenkenstern.

"Störe ich?" fragte Meta.

"Nein, liebes Fräulein," erwiderte Falk. "Sie sind uns im Gegentheil außerordentlich erwünscht. Wir sprachen eben von dem Schicksale Conrad's, das sich trübe zu gestalten droht."

"Es ist schon trübe genug," sagte Meta, sich neben Bärbi auf die Chaiselongue niederlassend. "Mißgestimmt sitzt er zu Hause bei seiner Arbeit, schreibt, grübelt, heftet neue Pläne aus, wie er wohl das Heft in der Hand behalten könnte, und Leonie, um die er sich fast gar nicht kümmert, schleicht mit rothgeweinten Augen umher. Ein Bild zum Erbarmen ist es!"

"Da muß geholfen werden," meinte Bärbi.

"Aber wie?" fragte Meta.

Wie viele Pläne wurden nun gefaßt, besprochen, wieder verworfen, weil sich jedem Schwierigkeiten der Ausführung entgegenstellten, wie viele Hoffnungen tauchten auf, um im nächsten Momente wieder zu versinken. Vor Allem fragte es sich, ob Conrad überhaupt bereit sein würde, die Hülfe von Leuten anzunehmen, deren Freundschaft er bisher wenig zu würdigen gewußt, die er sogar von

sich gestoßen hatte. Ungeduldig sprang die junge Frau endlich auf.

"Was wir hier reden und denken," sagte sie, "hat keinen Zweck, da wir nicht wissen, was er will. Das Beste ist, Du selbst gehst zu ihm, Heinrich, offen und frei; suche ihn auf, warte nicht, bis er etwa bittend zu Dir kommt; und wenn ihm noch zu helfen ist, dann wirst Du ihm helfen."

Falk weigerte sich anfänglich, diesen Rath seiner Gattin zur Ausführung zu bringen; endlich jedoch ließ er sich bereden. Bärbi holte ihm sogleich den Hut und die Handschuhe und drängte ihn fast zur Thüre hinaus.

"Geh' mit Gott und kehre froh zurück!" sagte sie, und der Doctor ging.

Die beiden Damen waren allein. Das Gespräch stockte einige Minuten, denn jede war mit ihren Gedanken beschäftigt. Endlich ergriff Meta das Wort:

"Es ist mir lieb, daß Dein Gatte nicht hier ist; ich kam nämlich, um Dir Leonie von Bronker anzumelden. Sie sagte mir heute Morgen, daß sie gern mit uns Beiden sich einmal aussprechen möchte. Es ist in ihrem Hause nicht Alles, wie es sein sollte, und zu uns, den Jugendfreundinnen ihres Mannes, hat sie das meiste Vertrauen."

"Er hat seine Jugendfreundinnen garstig genug behandelt," sagte Bärbi.

"Laß es vergessen sein," entgegnete Meta, "Conrad ist eine ungewöhnliche Natur, und Männer seiner Art dürfen nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen werden, wenn sie auf Wegen wandeln, die von denen der Alltagsmenschen abweichen."

Bärbi schwieg. Meta ergriff ihre Hand, zog sie an sich und fragte:

"Bist Du glücklich, Bärbi?"

"So glücklich eine Frau nur sein kann, die den Himmel auf Erden hat, die liebt und von dem besten Manne wieder geliebt, ja auf Händen getragen wird."

"Und Du trägst in Deinem Herzen keine schmerzliche Erinnerung an entflozene Tage, an zerstörte Hoffnungen?"

"Ich habe sie gehabt, wie könnte ich es leugnen; aber das ist nun Alles vorbei, und wenn ich so allein bin und Alles bei mir überdenke, was einst war und wie es jetzt ist, dann glaube ich bisweilen selbst, ich habe den Conrad doch nicht so recht eigentlich geliebt, wie man den Mann liebt, dem man für das ganze Leben angehören will."

Meta erwiderte nichts, denn eine Equipage rollte vor das Haus, und gleich darauf trat Leonie in das Zimmer und begrüßte die beiden Freundinnen.

Sie war noch immer schön und glänzend, wenn auch die Farbe ihres Gesichts etwas bleicher, wie

früher, und der Glanz der Augen matter geworden war; nur die unbefangene Heiterkeit und das sorglose Wesen ihrer Mädchenjahre war von ihr gewichen, und ein ernster nachdenklicher Zug des Gesichtes ließ sie vielleicht einige Jahre älter erscheinen, als sie in der That war. Meta und Bärbi eilten der Eintretenden entgegen und schloffen sie herzlich in die Arme. Leonie brach in Thränen aus.

„Verzeiht mir, daß ich weine,“ rief sie erregt, „aber es erleichtert mir den Schmerz, und ich habe Niemand, den ich meine Thränen sehen lassen darf, als Euch; und Euch will ich mein Herz ausschütten, denn ich weiß, daß Ihr es gut mit mir meint, und ich bedarf des Mitleids edler Menschen, wenn ich nicht erliegen soll.“

Die beiden Freundinnen suchten sie zu beruhigen, was ihnen endlich auch ziemlich gelang, und mit größerer Fassung fuhr Leonie fort:

„Mit welcher Freude sah ich in die Zukunft an jenem Tage, wo ich meine Hand in die Conrad's legte und seine Liebe mir des Himmels Seligkeit erschloß, und jetzt, wie ganz anders ist alles gekommen!“

„Und liegt die Schuld auf seiner Seite allein?“ fragte Meta, der jungen Frau sanft in das Auge blickend.

„Wer dürfte sagen, daß er ohne Fehler ist?“ wich Leonie aus. „Ich habe ihn geliebt, wie nur eine Frau lieben kann, ich war glücklich, ich war stolz auf meinen Mann, aber er dachte anders, ich allein füllte seine Seele nicht aus, er trug in seiner Brust noch eine andere, leidenschaftlichere Liebe, als die zu mir, die maßlos, zügellos war, der er Alles opferte, das war sein brennender Ehrgeiz, der mit jedem Tage zunahm. Und je mehr dieser Ehrgeiz wuchs, desto mehr erblich mein Bild vor seinen Augen, und ich, ich hüllte mich in Kälte, in Gleichgültigkeit, weil ich mich gekränkt fühlte, ich überließ ihn mehr und mehr sich selbst, statt ihn mit sanfter Hand von seiner unglücklichen Bahn zurückzuführen und durch die Behaglichkeit eines trauten Hauses an mich zu fesseln. So verlor ich ihn endlich — und auf immer.“

„Das klingt hart, liebe Leonie,“ sagte Meta freundlich, „Du giebst Dein Glück zu früh auf, noch blüht die Hoffnung —“

„Nein, Meta, es ist zu spät!“

Bärbi sprang auf: „Zu spät? Nichts ist zu spät, so lange wir noch athmen, und wenn Schatten zwischen Sie und Ihren Mann getreten sind, nun, der Himmel ist nicht ewig sonnenklar, die Wolken verdecken oft sein reines Blau, aber sie verschwinden auch wieder, und dann erscheint das Firmament uns doppelt schön. Unrecht freilich war es, Leonie, daß Sie sich von ihm zurückzogen, daß Sie ihm nicht mit verdoppelter Herzlichkeit entgegentraten, aber

Conrad's Herz ist nicht leergebrannt, ist nicht unfähig zur Liebe, es ist der sanften Ermahnung und der freundlichen Bitte gewiß noch zugänglich.“

„Ich glaube es nicht mehr; der Ehrgeiz erfüllt ihn zu sehr, und ihm würde er ohne Bedenken alles opfern, selbst sein Weib. Ach, ich bin unsäglich elend.“

„Conrad ist nicht, wie Du ihn schilderst,“ sagte Meta. „Ich kenne ihn von Kindheit an. Andere sind es, die ihn fortreißen, Stürmer zumal. Dieser Mann, dem Conrad anfänglich im Wege stand, versuchte zuerst ihn zu beseitigen. Als ihm das nicht gelang, als der junge Beamte sich des unerschütterlichen Vertrauens Deines Vaters erfreute, änderte Stürmer seinen Plan und suchte sich Deines Mannes zu bedienen, um sich selbst in die Höhe zu bringen. Er trieb ihn Schritt für Schritt weiter auf der Bahn des Ehrgeizes, er gab ihm Mittel und Wege an, zu Macht, Ehre, Reichthum zu gelangen, er brachte ihn in die Verbindung mit Strauß, der zu seinen Spekulationen den einflußreichen Beamten und dessen Schwiegervater nöthig hatte und die beiden Herren haben ja auch ihr Ziel erreicht, Herr Strauß ist Commerzienrath, Stürmer Geheimrath, beide sind reiche Leute geworden. Aber Geduld, ich hoffe, auch deren Stunde wird noch schlagen und Stürmer zumal wird noch dafür büßen, daß er einen gut und edel veranlagten Mann, wie Conrad, auf Abwege geführt und sich selbst entfremdet hat.“

Leonie war überrascht. Sie hatte sich nie um ihres Gatten Beziehungen zu Strauß und Stürmer bekümmert, hatte nie versucht, Conrad's eigenstes, innerstes Wesen zu erforschen. Ihr war es genug gewesen, ihn zu lieben und von ihm, wie sie glaubte, wiedergeliebt, als die schöne Frau des gefeierten Mannes verehrt und bewundert zu werden.

„Mein Gott,“ rief sie, „ist denn das Alles wahr! Du sahst das und ich allein bemerkte es nie?“

„Das ist sehr erklärlich,“ nahm Bärbi das Wort, „Sie haben eben nie in die Tiefe seines Herzens einzudringen gesucht. Sie waren — verzeihen Sie das harte Wort, liebe Freundin — zu oberflächlich, um ihn ganz zu erforschen. Aber noch ist es nicht zu spät — lernen Sie ihn jetzt verstehen und lieben, wahrhaft lieben, jetzt, wo ihm die Liebe mehr als je nöthig ist und er der milden Hand einer Frau bedarf, um sich von dem Sturze zu erheben, der ihn bedroht und der, wie Sie ja wohl wissen, kaum zu vermeiden sein wird. Und wenn Sie dann seine Liebe, seine volle, aufrichtige Liebe wiedergewinnen, dann danken Sie Gott und segnen Sie selbst die Stunde, in welcher der äußere Schmerz über Sie hereinbrach.“

„Ich danke Ihnen für diese Worte,“ sagte Leonie und küßte Bärbi, „sie sollen mich aufrichten, wenn ich verzagen will.“

„Und nun Muth, Leonie, Muth! Dort kommt mein Gatte aus der Stadt zurück; ich fürchte, die Entscheidung ist bereits gefallen.“ —

So war es in der That. Falk brachte die Nachricht mit, daß das Ministerium seine Demission eingereicht habe und daß dieselbe von dem Fürsten unzweifelhaft angenommen werden würde. Die Mitglieder des neuen Cabinets sowie der eventuelle Nachfolger des Unterstaatssecretärs wurden bereits mit aller Bestimmtheit genannt. Conrad selbst, den Falk hatte auffuchen wollen, war nicht zu Hause gewesen, und so hatte er in der Wohnung desselben nur seine Karte abgegeben.

Er rieth jetzt Leonie, nach Hause zu fahren, damit ihr Gemahl bei seiner Heimkehr sie nicht vermissen, aber die junge Frau, welche die eben gehörten Neuigkeiten gefaßt aufgenommen hatte, weil sie auf das sichere Eintreffen derselben längst vorbereitet gewesen war, zögerte, den Rath des Doctors zu befolgen.

„Mein Mann,“ sagte sie, „kümmert sich ja doch nicht um mich und entbehrt mich nicht, am allerwenigsten jetzt, wo er den Kopf so voll hat.“

„So ist es Ihre Pflicht, ihn aufzusuchen,“ rief Bärbi, „und ihn von den trüben Gedanken abzulenken, die ihn quälen. Wenn jemals, so ist heute Ihr Platz an seiner Seite.“

Leonie versuchte noch einige Einwendungen zu machen, aber Meta und Bärbi wußten dieselben so energisch und erfolgreich zu bekämpfen, daß Leonie bald in den Wagen stieg, um in ihre Wohnung zurückzukehren. Dort angekommen begab sie sich sofort in das Zimmer ihres Gemahls, klopfenden Herzens; aber Niemand war da; der Diener erklärte, daß der gnädige Herr bald nach dem Doctor Falk dagewesen sei, dessen Karte vorgefunden und bald darauf sein Cabriolet befohlen habe, in welchem er abgefahren sei, ohne zu hinterlassen, wohin.

So blieb Leonie nichts übrig, als geduldig auszuhalten, bis ihr Gemahl zurückkehren würde. Dieser war zuerst zu dem Ministerpräsidenten gefahren, mit welchem er eine längere Unterredung hatte, dann gab er dem Kutscher Befehl, ihn nach „Villa Falk“ zu fahren. Zehn Minuten später hielt das Cabriolet vor der Thür des Doctors, Conrad ließ sich melden und stand im nächsten Moment dem überraschten Herrn des Hauses gegenüber. Seine Haltung war fest und ruhig, nur die Blässe seines Gesichtes verrieth die Spuren der gewaltigen Aufregung, deren Beute er in den letzten Tagen gewesen war.

„Du hast mich aufgesucht,“ begann er.

„Ich war in Deinem Hause.“

„Und ich beile mich, wie Du siehst, Deinen Besuch zu erwidern. Du wolltest wohl eine gefallene Größe sehen, einen Marcus, der zur Sonne

aufzusteigen gedachte, aber mit versengten Flügeln in das Meer stürzte. Dir, der Du mit Deinen Parteigenossen redlich dazu beigetragen hast, diesen Sturz herbeizuführen, muß ein solcher Anblick willkommen sein, und ich bin liebenswürdig genug, ihn Dir zu gewähren.“

„Laß diese Bitterkeit,“ entgegnete der Doctor mit Ruhe, „Du wirst ja doch wohl selber nicht an das glauben, was Du da sagst. Ich frohlockte weder über das Mißgeschick, noch habe ich es herbeigeführt. Du warst und bist der Anhänger und Vertheidiger eines politischen Systems, das sich überlebt und den Boden im Volke verloren und das unser weiser Fürst selbst als unhaltbar erkannt hat. Mit dem fallenden System müssen natürlich auch die Männer weichen, die es vertraten, und zu diesen Männern gehörst auch Du.“

„War es diese Mittheilung, derentwegen Du mich aufsuchtest? Ich meine, da hättest Du Dir die Mühe ersparen können.“

„Nein,“ entgegnete Falk, „ich kam als Freund, weil ich mir dachte, daß ich Dir vielleicht irgendwie beistehen, Dir nützen könnte.“

„Ich danke dem einflussreichen Abgeordneten und Parteiführer der Opposition für diese freundliche Absicht, aber ich bitte Dich, nicht zu vergessen, welche Kluft zwischen uns beiden liegt.“

„Zwischen uns als Männern der Politik, ja, zwischen Conrad Bronker und Heinrich Falk als Menschen nicht. Conrad Bronker —“

„Ist freilich nur noch ein unbrauchbares Wrack,“ unterbrach ihn der Unterstaatssecretär mit schmerzlichem Lächeln, „der Schatten —“

„Eines Welkenstürmers, der sich auf das wilde Ross Ehrgeiz geschwungen hatte, um eine tolle Jagd nach einem vermeintlichen Glücke zu unternehmen, ohne zu ahnen, daß der Glanz, dem er naheichte, nur Irlichter waren, die auf einem Sumpfe tanzten.“

„Vermeintes Glück?“ brauste Conrad auf. „Ist es nicht das einzige, das wahre?“

„Nein, Conrad. Das wahre Glück hast Du nie erkannt und nie erreicht. Sage selbst, hast Du je Befriedigung gefühlt? Von Stufe zu Stufe bist Du gestiegen, Deine Tage und Deine Nächte hast Du unablässiger Arbeit geopfert, und wenn Du ermattet ruhen wolltest, stoh Dich der Schlaf.“

Conrad machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich weiß es,“ fuhr Falk fort. „Deine Gemahlin, die mit der meinigen seit längerer Zeit in freundschaftlichem Verkehr steht, wenn Du Dich auch ängstlich von uns fern gehalten hast, hat es meiner Bärbi mehr als einmal geklagt. Der Morgen nach der durchwachten Nacht fand Dich wieder denkend, grübelnd, sorgend; Ehren auf Ehren wurden Dir zu Theil, aber Dich peinigte unaufhörliche Begier nach neuen Auszeichnungen; Reichthum und

Luzus umgab Dich, aber wie ein zweiter Tantalus standest Du jeuzend in der Welt und konntest Deinen Durst nicht löschen, wußtest nicht zu genießen, Arbeit und Sorge war Dein Loos und keine Blume blühte an Deinem Wege."

Der Unterstaatssecretär schüttelte heftig den Kopf, aber Falk ließ sich nicht irre machen und fuhr fort:

"So jagtest Du dem Glücke nach und mercktest nicht, wie jeder Schritt, der Dich nach Deiner Meinung immer näher bringen sollte, Dich nur weiter davon entfernte, bis dieses Scheinglück endlich in nebelhafter Ferne vor Dir in den Boden versank, bis das Zerlicht erlosch und Deine gierig ausgestreckte Hand in leere Luft griff, statt das Ziel zu erfassen. Die besten Kräfte hast Du geopfert und vergeudet."

"Vergeudet? Habe ich nicht Großes schaffen helfen?"

"Du glaubst es. Doch wo ist es geblieben, wo ist Dein Glück? Kannst Du mir Dein Wort darauf geben, daß Du auch nur eine Stunde gehabt hast, wo Du an der Brust Deines Weibes ruhest und ihr zuflüstern konntest: Leonie, ich bin glücklich? — Du verstummst!"

Conrad erwiderte nichts. Die Worte des Doctors hatten sein Herz getroffen, und finster blickte er vor sich nieder. Wer ließ diesen Mann dort sein Innerstes so klar durchschauen und so deutlich in seiner Seele lesen? Ja, Falk hatte recht, er hatte nie die Zufriedenheit in seiner Brust getragen, er hatte niemals Ruhe gefannt, niemals das volle, reine Glück der Liebe empfunden, er hatte Bankerott gemacht als Staatsmann, Schiffbruch gelitten mit seinem Streben, er war elend gewesen in seiner Ehe an der Seite eines schönen, jungen und lebenswürdigen Weibes."

"Ja," rief er, "ich bin elend gewesen, unsäglich elend und mein Dasein ist verloren! Aus meinem Schiffbruch habe ich wenig gerettet, nur mein Geld. Ich ziehe mich zurück als wohlhabender Mann, ich gehe nach Feldingen und dort werde ich versuchen, das wahre Glück zu gewinnen" — und ironisch fuhr er fort: "Sage mir nur, worin es besteht, da Du es ja so genau zu kennen scheinst."

"Es besteht darin," erwiderte Falk mit Wärme, "daß man des Glanzes der Welt nicht bedarf, daß man uneigennützig für Andere denkt und sorgt, daß man den Seinen und Anderen Freude bereitet und sich selbst darüber vergißt. Wenn man dann den Tag über gearbeitet hat und der Abend kommt, legt man sich müde aber froh in sein Bett, ein ruhiger Schlaf umfängt die Glieder und frisch und fröhlich erwacht man am andern Morgen zu neuem Tagewerk. Ich habe nicht nach Macht und Geld gestrebt, ich habe mich auf einen kleinen Kreis be-

schränkt, den ich nach meinen Kräften auszufüllen suche, Freundschaft und Liebe erheitern mein Dasein, und mit meinem braven Weibe durchlebe ich glückliche Tage."

"Wenn ich wie Du wäre, möchte mich dergleichen auch befriedigen, aber mein Wesen ist nun einmal ein anderes und meine Begriffe von Glück —"

"Das wahre Glück ist nur eins," unterbrach ihn Heinrich. "Aber was hilft das Reden und Streiten! Glaube mir, Du bist auf falschem Wege. Kehre um, blicke in Dich, geh' mit Dir zu Rathe! Denke, daß ein Freund Dich warnt und mahnt!"

Der Unterstaatssecretär schwieg nachdenklich. Sollte er jetzt mit seiner ganzen Vergangenheit, mit seinen Anschauungen brechen, sollte er sich selber gestehen, daß er geirrt und gefehlt hatte? Er äußerte das und schloß: "Soll ich demüthig vor die hohnlachende Welt hintreten und pater, peccavi! rufen?! Nie! Und ich bin noch nicht einmal selber überzeugt, daß ich geirrt habe. Es ist wahr, mich hat Unheil betroffen, ich habe Vieles, ich habe Großes verloren, aber mein Vermögen bleibt mir noch. Ich werde Deiner Mahnung folgen und mit mir selber zu Rathe gehen, was jetzt zu thun ist. Du aber habe Dank für Deine gute Absicht."

Er reichte Falk die Hand, die dieser herzlich drückte.

"Es wird noch Alles gut werden, Conrad. Ueberlege, denke nach, Dein klarer Geist wird das Rechte finden. Willst Du mir von Deinen Entschlüssen Nachricht geben?"

"Ich komme selbst, wenn es Dir nicht unangenehm ist. Jedenfalls verlasse ich bis auf Weiteres die Residenz, und da möchte ich Dir zuvor Adieu sagen, Dir — und," setzte er zögernd hinzu, "Deiner Frau, die, wie ich höre, mit meiner Leonie Kameradschaft gemacht hat. Empfiehl mich ihr inzwischen!"

Mit diesen Worten verließ er Falk's Studierzimmer und fuhr gleich darauf in seinem leichten Wagen davon, gerade noch zeitig genug, um seinem Vater nicht zu begegnen, der bald darauf aus der Stadt zurückkehrte. Bevor er noch zu Värbi gehen konnte, um ihr die für sie eingekauften Dinge zu übergeben, nahm ihn Falk in Empfang und zog ihn in seine Stube, um mit ihm über die Ereignisse des Tages zu sprechen. Wie er bald bemerkte, wußte Bronfer bereits Alles, was vorgefallen war.

"Mit dem Sturze des Ministeriums ist auch der des Unterstaatssecretärs unvermeidlich," sagte Falk.

"Er hatte seine Entlassung bereits eingereicht, erzählte man mir in der Stadt," entgegnete der Alte gleichgültig.

„So wird also Ihr Sohn —“

Bronker ließ ihn nicht weiter reden.

„Ich habe keinen Sohn;“ sagte er hart, „der Mann, der meinen Namen trägt und mich von sich stieß, der die Bande des Blutes und der Freundschaft zerriß, was geht er mich an? Willst Du etwa der Fürsprecher dieses Herrn von Bronker sein, der, um einen unbequemen Gegner loszuwerden, Dich in das Gefängniß sandte?“

„Es war ja nur ein Irrthum, ein übermäßiger Eifer des Polizeiraths, der seinen Mißgriff bald erkannte und sich demüthig entschuldigte!“

„Und das hast Du Dir weismachen lassen? Du hast ein kurzes Gedächtniß, Heinrich Falk, sonst solltest Du Dich wohl auch daran erinnern, wie er damals das Herz Deines Weibes mit Füßen trat.“

„Fast möchte ich ihm dafür danken,“ rief Falk, „denn sein Vergehen brachte mir das Glück, meine Kleine zu gewinnen, die beste Frau, die der Erdboden trägt.“

„Mag sein. Aber ich bin ein schlichter Mann, der nicht gelernt hat, die Dinge anders zu nennen, als sie heißen, und ich meine: Recht muß doch Recht bleiben. Schweig' mir also von Conrad von Bronker; Du weißt, ich bringe den Namen nicht gern über meine Lippen.“

Falk war verstimmt. Wollte denn dieser alte Mann unbeugsam bleiben, gab es denn kein Mittel, ihn anderen Sinnes zu machen? Er sann nach, aber es wollte ihm durchaus nichts einfallen. Da hörte er plötzlich draußen Bärbi's Stimme, und ein Gedanke durchblitzte ihn. Er eilte hinaus und fand Bärbi mit Leonie, welche soeben wiedergekommen war, weil ihr die Sorge um ihren Gatten keine Ruhe gelassen hatte.

„Sie kommen gerade zu rechter Zeit, gnädige Frau,“ rief er, „ich bitte Sie, mir mit Bärbi in mein Zimmer zu folgen.“

Er zog beide hinein und deutete mit der Hand auf Bronker, der an einen Tisch gelehnt, erregt da stand.

„Dort steht ein Vater, der seinen Sohn vergessen hat,“ sagte er, „ein Mann, der selbstbewußt von sich zu sagen wagt: Ich bin gerecht! — Mein Wort war machtlos, seinen Sinn umzustimmen, versuchen Sie Ihr Heil und gebe Gott Ihnen eine Sprache, die zu seinem Herzen dringt.“

Bronker sah auf.

„Wer ist die schöne Dame?“ fragte er Bärbi.

„Ich bin das Weib Ihres Sohnes,“ erwiderte Leonie.

„Ich habe keinen Sohn.“

„Aber eine Tochter, und diese steht vor Ihnen und fragt, womit sie es verschuldet hat, daß sie sich nicht Ihre Tochter nennen darf.“

„Schonen Sie einen alten Mann,“ sagte Bronker, „ich sehe eine Thräne in Ihren Augen, die ihn verflagt. Ich bin nicht verantwortlich für die Wunden, die jener Mann schlug.“

„Was er an mir that, Vater,“ entgegnete Leonie mit Wärme, „darüber hat nur Gott und ich zu richten. Auch ich war schuld, daß der Geist der Eintracht und Zufriedenheit nicht in unserm Hause weilte, ich habe das erkannt und bereue es. Vergebt, auf daß Euch wieder vergeben werde, richtet nicht, auf daß man Euch nicht richte. Das Vergangene kann nicht ungeschehen gemacht werden, aber Gegenwart und Zukunft liegen noch in unserer Hand. Dein Sohn ist mein Gemahl, und so bin ich Deine Tochter und habe ein Recht auf Dich und Deine Liebe. Willst Du mich verstoßen, wie Du Deinen Sohn verstoßen hast?“

Leonie hatte mit steigender Erregung gesprochen und stand jetzt mit geröthetem Gesichte vor dem alten Manne, dem sie ihre Rechte entgegenstreckte. Einen Moment noch zögerte er, dann aber ergriff er bewegt die dargebotene Hand.

„Nein, Leonie,“ rief er, „Gott gab mir keine Tochter, die mit ihrer Liebe mir den Abend meines Lebens erhellen konnte, ich murre nicht, daß er mir dieses Glück versagt hat, aber wenn Du fortan mein Kind sein willst, dann sehe ich mit Stolz und Freude auf diese Tochter und nehme Dich froh und dankbar an mein Herz, Dir getreu zu bleiben bis an das Ende meiner Tage. Bist Du es zufrieden?“

Jubelnd, unter Thränen lächelnd, warf sich Leonie an seine Brust und küßte ihn.

„Sol!“ rief sie dann, „die Tochter ist bei Dir, und wo sie ist, da ist doch auch der Platz ihres Gatten!“

Der Alte antwortete nicht. Seinen Sohn wieder aufzunehmen, schien ihm nicht möglich, aber bevor er noch seinem Widerspruch Worte zu leihen vermochte, ergriff Bärbi bereits das Wort:

„Ohn,“ sagte sie eifrig, „wenn Euch der Conrad auch gekränkt hat, und wenn Ihr auch glaubt, ihn nicht mehr lieben zu können, das Band, das Euch mit ihm verbindet, bleibt doch unzerreißbar, und wenn Ihr Euer Kind auch hundertmal aus Eurem Herzen stoßen wollt, es bleibt doch darin, und alles Sträuben hilft Euch gar nichts. Na, wozu also die Müh?“

„Können Sie unseren Bitten denn noch widerstehen?“ sagte Falk, der bisher geschwiegen hatte. „Haben Sie den Muth, Ihrem Conrad immer noch zu grollen?“

„Nein,“ rief Bronker, „wenn Ihr alle ihm verzeiht, die er gekränkt hat, dann soll sein Vater allein ihm nicht mehr zürnen. Wo ist er?“

„In unserem Hause, wie ich glaube,“ entgegnete

Leonie. „Du hast es noch nie betreten, Vater. Mach' mir jetzt die Freude, Dich als meinen liebsten Gast dort einführen zu dürfen!“

Bronker weigerte sich anfänglich, gab aber schließlich den dringenden Bitten der jungen Frau nach und begleitete sie nach Hause.

Conrad war inzwischen zurückgekehrt und hatte sich in sein Arbeitszimmer begeben. Er war verstimmt und mißgestimmt. Tausend und abertausend Gedanken quälten und marterten ihn, und vergeblich bemühte er sich, mit sich selber zur Klarheit zu kommen. Während er mit hastigen Schritten auf- und abging, wurde ihm der Commerzienrath Strauß gemeldet. Er ließ ihn vor, und der Bankier hatte eine lange Unterredung mit ihm, die jedoch kein befriedigendes Resultat ergeben haben mußte, denn der Commerzienrath verließ ihn mit den Worten: „Sie werden es bereuen, Herr Unterstaatssecretär.“

Als Strauß soeben das Haus verlassen wollte, begegnete er Leonie, welche mit Bronker gerade die Treppe hinaufstieg. Er begrüßte sie und bat sie, ihm eine kurze Unterredung zu gestatten, die von der äußersten Wichtigkeit wäre, und Leonie ersuchte ihn, in den Salon einzutreten.

„Ich komme von Ihrem Herrn Gemahl, gnädige Frau,“ begann er, „ich wollte als Freund ihn warnen, aber er ist taub für meine Vorschläge, deshalb wende ich mich an Sie in der Hoffnung, daß Sie mehr Einfluß auf ihn haben.“

Leonie bat ihn, sich möglichst kurz zu fassen.

„Erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen Schlimmes berichten muß. Ihr Herr Gemahl ist halb ruiniert, die großen Speculationen, in welche er sich trotz meiner Warnung eingelassen hat, sind mißglückt, das Actienunternehmen ist verloren, der Director ist mit einem ungeheuren Kassendefect verschwunden. Retten Sie aus dem Ruin Ihr eigenes Vermögen, trennen Sie Ihre Sache von der Ihres Gemahls, fordern Sie Ihre Mitgift zurück, entreißen Sie diese den Gläubigern —“

Leonie unterbrach ihn.

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath, aber ich kann nicht darnach handeln. Was meines Mannes Eigenthum war, gehörte auch mir; nun wohl, mein Vermögen gehört meinem Gatten, ich darf und will darüber nicht verfügen.“

Strauß zuckte die Achseln.

„Ganz wie Sie wollen, meine Gnädigste! Ich habe es gut gemeint und will hoffen, daß Sie Ihren Entschluß niemals bereuen mögen. Ich habe die Ehre.“

Er ging. Leonie begab sich in das anstoßende Zimmer und theilte Bronker den Inhalt der Unterredung mit, welche sie mit Strauß gehabt hatte.

„Du hast recht gehandelt,“ sagte er, ihr die Hand drückend, „aber jetzt laß mich zu Conrad gehen. Wo ist sein Zimmer?“

Leonie führte ihn dorthin, verließ ihn vor der Thüre und kehrte in ihr Boudoir zurück.

Bronker klopfte an die Thüre, Niemand rief „herein!“ So öffnete er ohne Weiteres und trat ein. An seinem Tische saß Conrad, dem Eintretenden den Rücken zuwendend und unbekümmert um das Geräusch, welches durch das Erscheinen Bronkers hervorgerufen wurde. In der Hand hielt er einen Revolver, dessen Mündung gegen die Brust gerichtet war, aber die ganze Haltung des Unterstaatssecretärs war die eines Mannes, der noch unentschlossen ist, ob er den letzten, unwiderruflichen Schritt thun soll oder nicht.

„Conrad!“ rief Bronker mit starker Stimme. Der Angerufene erschrak, und der Revolver entsank seiner Hand.

„Vater! Du hier?!“

„Und wie es scheint, gerade zur rechten Zeit, um Dich an einer Dummheit zu hindern. Bist Du der Mann, der sich vermaßen hat, eine Welt in die Schranken zu fordern, und der nun das Spiel verloren giebt, wo die Würfel ihm unglücklich gefallen sind?“

Er nahm die Waffe von dem Tische, auf welchen sie gefallen war, und behielt sie in der Hand.

„Ich hasse dieses Leben,“ sagte Conrad, finstler zu Boden blickend.

„Ja,“ erwiderte der Vater, „so spricht Ihr alle, wenn Ihr durch eigene Schuld mit Eurem Dasein Schiffbruch leidet. Zeige Muth im Unglück, ertrage, was Du verschuldet, büße, was Du gefehlt, aber entziehe Dich nicht, wie ein Feigling, der Welt, an die Dich Pflichten, heilige Pflichten fesseln. Sterben wolltest Du, und Dein Weib —“

„Leonie!“

„Sie hat ein Recht auf Dich, auf Dein Leben, Deine Liebe! Du hast ihr Geschick an das Deinige gekettet!“

„Sie hat mich nie geliebt!“

„Mehr, als Du verdienst. Du hast nur nie versucht, in der Tiefe ihres Herzens zu lesen, Du hast nie Zeit gefunden, an sie zu denken, und darum gingst Du gleichgültig an ihrer Seite, wie Du gefühllos warst für treue Freundschaft und Ergebenheit. An Leonie, an Falk, an Bärbi hast Du viel, sehr viel gut zu machen, ein neues Leben sollst Du, mußt Du beginnen, ein reiches, weites Feld der Thätigkeit ist Dir eröffnet, dort wirkte, dort schaffe und arbeite, für Dich, für uns, für Dein wahres Glück!“

„Wenn ich es noch könnte!“ rief er schmerzlich aus.

Da öffnete sich die Thüre.

„Du kannst es!“ rief Leonie. „Wenn Du nur willst!“

„Leonie, meine Leonie! Auch Du verzeihst mir?“

„Alles, alles! Trage doch auch ich einen Theil der Schuld!“

„Und Du liebst mich?“

„Konntest Du daran zweifeln, Conrad?“

Stürmisch riß Conrad das schöne, junge Weib an seine Brust.

„Vater!“ rief er, und wollte zu den Füßen Bronker's niedersinken; dieser aber fing ihn auf und zog ihn mit Leonie sanft an sein Herz.

„Nimm mich wieder an als Deinen Sohn,“ sagte Conrad. „Ich habe viel erstrebt und viel geirrt, ich habe nach dem Glück gerungen und es nicht erreicht; ich wußte nicht, wo es zu suchen war.“

„Und jetzt, Conrad?“ flüsterte Leonie.

„Jetzt weiß ich es,“ sagte er glücklich, „es liegt am Herzen meines Weibes, in den Armen meines Vaters —“

„Und in der Gemeinschaft mit Deinen Freunden,“ ergänzte der Vater.

„Und das Amt? die Politik?“ fragte Leonie.

„Es wird mir anfänglich wohl sauer werden, beide zu vermissen,“ sagte Conrad lächelnd, „aber ich werde mich darein finden.“

„In Feldingen giebt es auch fruchtbringende Thätigkeit,“ bemerkte Bronker.

„Gewiß, Vater,“ entgegnete Conrad, „aber dorthin gehe ich nicht. Gestürzte Staatsmänner reisen zuerst immer nach dem Süden, und dahin will auch ich, wenn es meiner lieben Leonie recht ist. Und wenn Herr und Frau Doctor Falk uns begleiten wollen —“

„Dann bleibe ich daheim und verwalte Eure Häuser,“ sagte Bronker, „und wenn Ihr zurückkommt, verleben wir alle zusammen den Rest des Sommers in Schloß Feldingen.“

„Das wird nicht angehen,“ entgegnete Conrad, „denn die Verluste, die ich erlitten habe, zwingen mich, das Gut wieder zu verkaufen. Meta's Verwandte wollten schon vor längerer Zeit Feldingen zurückerwerben; jetzt können sie es bekommen, und wenn meine Jugendgespielin wieder in dem Schlosse ihrer Ahnen leben darf, wird sie, wie ich glaube, mit mir zufrieden sein, und die Erfüllung ihres Wunsches wird mir Freude bereiten. Ich habe Euch allen manchen Schmerz und vielen Kummer verursacht, laßt mich jetzt versuchen, auch einmal Glück und Zufriedenheit zu verbreiten, wie ich beides durch Eure Liebe gefunden habe. Ich habe den kühnen Flug zur Sonnenhöhe des Lebens gewagt; ich glaube, ich habe sie heute erreicht.“

Conrad schwieg, und Gattin und Vater erwiderten nichts. Lautlose Stille herrschte in dem weiten Gemach, welches zum ersten Male drei glückliche Menschen umschloß.

Irrsinn und Irrenärzte.

Von Dr. med. Hermann Klencke.

Goethe hat in einem kleinen Singspiel: Der Triumph der Empfindsamkeit, einen Prinzen gezeichnet; den empfindsamsten Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur. Da nun aber, wenn man in himmlischen Entzückungen aufgefahren ist, Einen in der Natur und Menschenwelt das leidige Geziefer mit seinen Stacheln und krabblischen Füßen gleich wieder an die Sterblichkeit erinnert, so hat der Prinz den Entschluß gefaßt, durch tüchtige Künstler sich eine Welt in der Stube zu verschaffen. Sein Schloß ist daher auf die angenehmste Weise ausgeziert, seine Zimmer gleichen Lauben, seine Kabinette Grotten und dabei alle Bequemlichkeiten, die Stahlfedern

und Ressorts nur geben können. Wie nun der Prinz in jedem Lustschloß seine Natur hat, so hat er auch eine Reizenatur, die er auf seinen Zügen überall mit herumführt. Dazu ist in dem Hofetat ein besonderer Directeur de la nature, ein Naturmeister angestellt. In dem einen Kasten werden sprudelnde Quellen mitgeführt, in dem andern ist der lieblichste Gesang der Vögel verborgen, in einem ist Mondschein eingepackt etc. In der Mitte dieser künstlichen Natur aber ist eine Laube mit einer Puppe, die der Prinz als sein Ideal verehrt. Als durch eine eigenthümliche Complication der Umstände das Weib, dessen Ebenbild jene Puppe ist, sich heimlich statt der Puppe, leiblich selbst in die Laube setzt, verschmäht sie der Prinz und reicht gerührt seiner Puppe die Hand zum ewigen Bündniß.

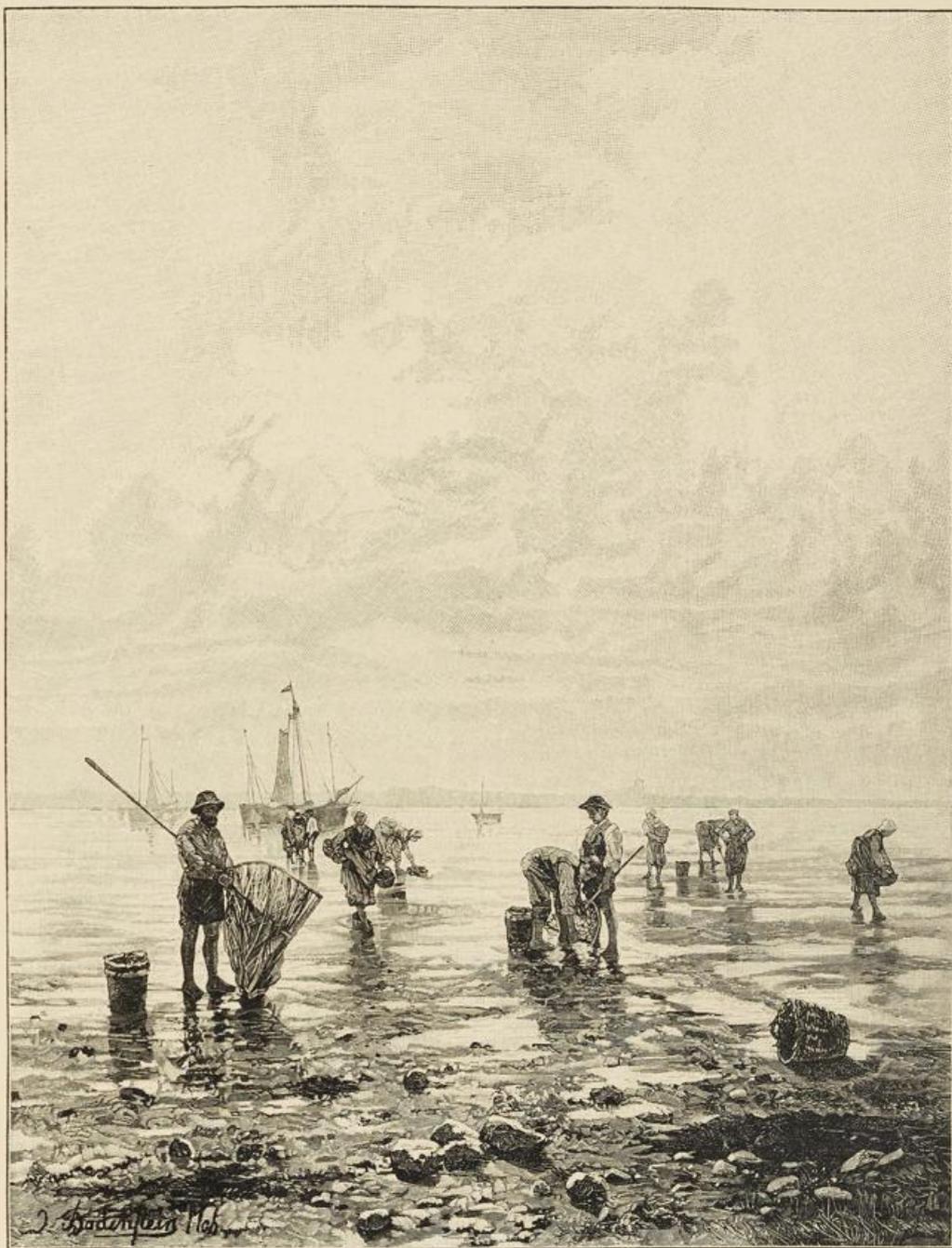
r dort-
reisen
l auch
Und
gleiten

Eure
zurück-
st des

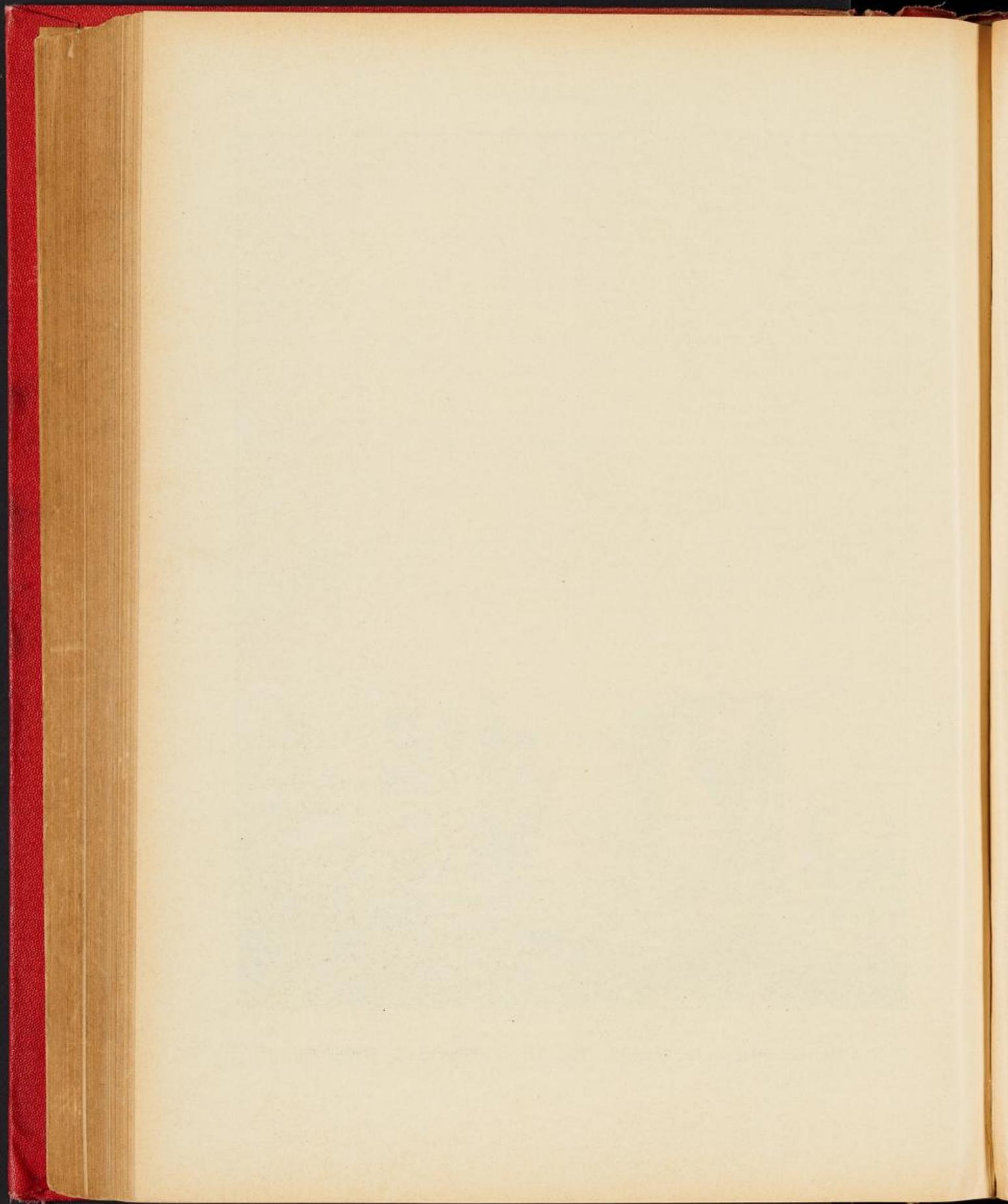
onrad,
ingen
Ber-
ingen
, und
hlosse
aube,
ihres
habe
immer
nmal
e ich
habe
s ge-

er-
dem
glück-

der
hat
igen
setat
tur-
rden
a ist
nem
iefer
iner
Als
inde
sich
aube
ührt
niß.



Krabbenfänger an der Nordsee. Nach dem Gemälde von J. Bodenstein.



„Bergebens sucht Ihr mich durch Eure Schönheit, durch Euer einschmeichelndes Wesen abzuführen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umschlungen halte. Fahrt wohl, Ihr sterblichen Mädchen. Das Unsterbliche umschwebt meine Stirne und die Geister steigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beseligern.“

Was wird nun aus diesem Prinzen, der sich aus der Menschenwelt in Theaterdecoration rettet und die Umarmung eines blühenden Weibes flieht, um eine Puppe anzubeten, die ganz, wie er meint, in Sympathie für ihn geschaffen ist. Wie ist die Gemüthsstimmung und Lebensauffassung eines jungen, schönen, begabten, hochgestellten Mannes zu erklären, der sich immer mehr in Menschenhaß hineinlebt, vor den Menschen wie wilden Thieren flieht, und sagt: Gesegnet seist Du, liebe Einsamkeit!?

Aus äußeren Umständen und Schicksalen allein gewiß nicht. Wenn ein Mann oder Greis, der mit liebevollem Gemüthe die Welt umfassen wollte und dafür schweren Umdank geerntet, der seine liebsten Hoffnungen zu Grabe hat tragen müssen, dem das Schicksal seine Lieben geraubt hat und der krank und gebrochen nicht mehr die Kraft hat zum Kampfe mit der Welt, wenn der sich in die Einsamkeit zurückzieht, so begreift man das leicht, aber wenn ein Jüngling oder junger Mann nach dem ersten Kampfanprall mit der Welt auf immer sich der Welt verschließt, so schließt man auf eine besondere Charakteranlage, auf krankhafte Gemüthsstimmung. Wenn ein Denker oder Künstler die Einsamkeit aufsucht und die Eitelkeit der Welt verschmäht, um seine Ideale zu gestalten, so muß die Welt ihm dankbar sein, weil er sie mit Werken beschenkt, die der Menschheit erst ihre Würde sichern und ihr helfen auf dem schwierigen Pfade zu höheren Culturstufen, wenn aber eine „schöne Seele“ aus Angst durch Handlung die Reinheit des Wesens zu befehlen der Welt entzieht, um nur in süßen Gefühlen und hoher Poesie zu schwelgen, so ist diese „schöne Seele“ in großer Gefahr auf Abwege zu gerathen, sich in's Unfaßbare und schwindelnde Unendlichkeit zu verlieren und an den Schranken, die der Menschheit gezogen sind, unterzugehen.

Um gesund zu bleiben braucht der Mensch irgend eine Objectivirung seines Seelenlebens nach außen, muß sich entweder im praktischen Leben Bethätigen oder ein wissenschaftliches oder künstlerisches Werk schaffen. Das bloße Genießen der Poesie und hoher Ideale verweichlicht und stört das Gleichgewicht der Seele. In den Irrenanstalten kann man viele solcher Naturen finden, bei denen die Reizbarkeit und Aufnahmefähigkeit nicht in Gleichgewicht stand mit der Widerstandskraft gegen die Welt und der schöpferischen Kraft. Sie stecken sich

im Bewußtsein ihrer Anlagen und in Ahnung eines schönen Ideals zu hohe Ziele, können aber den Kampf mit der Welt nicht ausfechten und verlieren so zuletzt den Galt und die Besonnenheit. Weiterhin ist es die Aufgabe der echten Poesie nicht sowohl im Bruche und Zwist mit der Gegenwart zu stehen oder ein poetisches Leben dem prosaischen Alltagsleben gegenüberzustellen, sondern das Alltagsleben mit seinen kleinlichen Sorgen, Mühsalen, Feindschaften, Verdruß, Verzweiflung zu verklären, aus dem täglichen Leben selbst die Poesie herauszulesen und so die Menschen zu trösten und zu erheben. Gerade an der falschen Poesie, welche unerreichbare Ideale aufstellt und statt die Harmonie der Menschenseele herzustellen, einseitig die Seele überspannt in weinerlicher Sentimentalität, oder überzarter Reizbarkeit oder forcirter Kraft, sind schon so und so viele im Grunde edle und begabte Naturen zu Grunde gegangen, man denke an Hölderlin, Kleist, Grabbe aus neuerer Zeit. Ich glaube, es ist geradezu ein Krankheitsstoff, der in der Mischung der germanischen Race liegt und immer wieder Hamlete und Werther erzeugt, Leute bei denen das Denken oder das Gefühl die Willenskraft lähmt und die so an dem Ueberwuchern dieser Einseitigkeit zu Grunde gehen.

Es ist ja gewiß wahr, es gehört ein groß Theil Dickhäutigkeit und robuster Seele dazu, um gleichmüthig durchs Leben zu gehen und seinen Lebensmuth zu bewahren, namentlich in unsrer Zeit des rohen Mammonismus und teuflischen Egoismus, es ist gewiß auch wahr, daß viele feine und edle Naturen, die tief und innerlich veranlagt sind, durch die Welt in die Gemeinheit herabgezerrt und zu Grunde gerichtet werden, daß sie umfomehr den höhnischen Widerstand der Welt empfinden müssen und um so schmerzlicher den Contrast der Wirklichkeit fühlen müssen, je hingebender sie ihre idealen Ziele verfolgen, ja daß es unendlich schwer ist in Berührung mit der Welt noch ein vornehmer Geist mit Freudigkeit zum Kampfe zu bleiben, aber dem steht gegenüber, daß man in richtiger Selbsterkenntniß seine Kräfte schäpen lernen soll und keinen Kampf aufnehmen, den man nicht ausfechten kann, daß man entweder sich der Welt anpassen oder sie zu seinem Ideale heranziehen muß. Gerade weil sie so gemein ist, gerade deswegen haben wir ja eine gewaltige Aufgabe. Es ist nun aber Erfahrung, daß gerade aus nervös belasteten Familien, in denen also Nervenkrankheit, Trunksucht, schlimme Leidenheiten vorgekommen sind, solche zarte geistige, fast überirdisch seelische Naturen vorkommen in gleichem Maße, wie körperlich reizende süße Zartheit bei schwindjüchtiger Anlage oft uns auffällt. Durch ihre Liebenswürdigkeit, schnelle Auffassung, guten Will, ihr ganzes durchgeistigtes Wesen nehmen solche

Naturen in der Kindheit und im Jünglingsalter Alle für sich ein, werden bewundert und verwöhnt. Aber schon bei Eintritt der Pubertät zeigen sich dann eigentümliche Launen, schroffer Stimmungswechsel, einmal hingebende Weichheit, dann grausame Despotenwillkür. Werden solche Individuen nun nicht von verständigen Erziehern entsprechend behandelt, oder nimmt sie das Leben nicht in ernste Zucht, so verwandelt sich der liebenswürdige Jüngling in einen bizarren, reizbaren Menschen, der überall Streit und Anstoß bekümmt und sich zuletzt aufs Tiefste in seinen Gefühlen gekränkt zurückzieht in die süße Einsamkeit und die rohen Menschen verachtet. Einmal aber in Einsamkeit versenkt, geräth er immer tiefer in die Abgründe seiner hypochondrischen Subjectivität hinein, bezieht alle gleichgültigen Handlungen und Dinge auf sich, so geräth er immer tiefer, sieht alle Dinge schief und verstrickt sich zuletzt in ein Netz von Wahnideen. Gewöhnlich ist bei derartigen reizbaren Naturen ohne entsprechende Widerstandskraft auch der physische Entwicklungsgang ein ganz abnormer. So zart angelegte männliche Naturen haben oft soviel weibliches Element in sich, daß sie gar keine instinktive Neigung zu dem andern Geschlechte haben, sie fühlen in sich selbst zuviel Weibliches: Ueberwuchern der Gemüthsseite, des Gefühllebens der Umgebung, scheuen Zurückhaltens zc. Wilbrandt hat dieses Problem in der Reise nach Niva mit psychologischem Verständniß behandelt. Der Professor, den er schildert, ist „mit sich selbst verheirathet“. Es kommt solchen Personen zu Bewußtsein, wie sie ganz anders fühlen, als gewöhnliche Menschen und von Neuem fühlen sie sich als ganz andre, getrennt von der menschlichen Gemeinschaft.

Armer unglücklicher Mensch, in dem die Keime zu der edelsten Menschheit lagen! Und wie benimmt sich Dir gegenüber die Welt!? Man muß zugeben, daß eine Reihe solcher hohen armen Menschen durch die rücksichtslose Rohheit brutaler Naturen allerdings schwer gekränkt und geradezu in volle Krankheit hineingejagt werden. Sie haben eben nicht die Widerstandskraft, fühlen sich trotzdem über die Alltagsnaturen erhoben und zeigen nun kindischen Trotz oder schlimme Ausbrüche, statt planmäßige Bekämpfung des Feindes. Dieser Feind aber, ähnlich dem Rhinoceros mit harter undurchgängiger Haut im Sumpfe grunzend wühlend, ist unerbittlich, er weiß, er hat die Mehrheit für sich und läßt nicht ab, bis das edle Wild zu Tode gehezt ist. Er weiß, er ist weniger beanlagt, weniger witzig, weniger gutmüthig, weniger edel, eben gerade deswegen rächt er sich an dem hohen Menschen, der keine Willenskraft und Widerstandsfähigkeit hat. Nun denke man sich, ein solch armer Mann verliert nun noch den Contact mit allen Verwandten,

mit der Person, die die ganze Welt ersetzen kann, mit der Mutter, welches furchtbare Gefühl der Ede und Einsamkeit muß sich seiner bemächtigen! Byron, der übrigens auch kein gutes Verhältniß zu seiner Mutter hatte, die ein launisches eccentricisches Wesen war, machte seinem Zorne in Versen Luft und wurde berühmt, andere können diese Verse nur nachfühlen und sterben elend und wahn-sinnig. (Und wenn der Mensch in seiner Dual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide). Denn daß Wahnsinn das Ende dieser Gemüthsart und Gemüthsstimmung bei willensschwachen Personen ist, ist unausbleiblich. Dann, wenn das Unglück eingetreten ist, schlägt mit einem Mal die öffentliche Meinung um. Nun wird an dem Wahnsinn, in den man erst den Betreffenden hineinzuhezen beflissen war, gezeifelt, nun wird er als der Edelste und Beste gepriesen, statt den Lebenden schonend zu beurtheilen und bei dem Todten ruhig sachgemäß den Entwicklungsgang und Seelenproceß zu erwägen. Ich finde überhaupt, daß sowohl unter dem Laienpublikum als bei den praktischen Aerzten gute psychologische Kenntnisse sehr wenig verbreitet sind, und Kenntnisse des gestörten Seelenlebens, nicht nach Hegel oder Herbart zc., sondern rein erfahrungsgemäße und nach treffender Beobachtung aufgestellte. Unter dem gebildeten Publikum ist eine Psychologie (Seelenlehre) verbreitet, wie sie von Theologen und Philosophen der alten Schule ohne Beobachtung gelehrt wurde, unter den Aerzten aber spukt die moderne Theorie, wenn man den Verlauf der Hirnsfasern kenne, bekomme man auch Einblick in die Seelenvorgänge. Feine Beobachtung des Seelenlebens zusammen mit mikroskopischer Erforschung des Hirnsfaserverlaufs ist die richtige Methode um weiter einzudringen in die Geheimnisse der Seele, heute aber glaubt man mit dem Mikroskop allein die Räthsel des Seelenlebens lösen zu können und in dieser Ansicht, welche einseitige Naturforscher ohne gründliche philosophische Bildung aufstellen, macht man gute Anatomen zu Irrenärzten. Wie ein Professor der Physik noch lange keine Eisenbahnbrücke bauen kann, so kann ein solcher Anatom noch lange keine Irren behandeln. Zum Irrenarzt gehört aber nicht nur ein guter mikroskopischer Techniker, sondern besonders auch ein voller Mensch mit feiner psychologischer Beobachtungsgabe, die durchaus nicht identisch ist mit physikalischer Beobachtungsgabe. Zum Irren- arzte gehört nicht ein einseitiger Forscher, sondern ein voller Mensch, den man in jeder Lebenslage gern an die Spitze stellt wegen seines überlegenen Geistes, zum Irrenarzt gehört ferner ein warmes liebendes Herz, für dessen Töne der Irre, wie Kinder, ein feines Gehör hat, für den Irrenarzt ist es sogar gut, wenn er selbst eine feine reizbare Natur

ist, die im Keime alle die Krankheitsstoffe in sich gefühlt, aber durch Energie überwunden hat. Dann wird er doppeltes Interesse an den Kranken haben und ihrem Gedankengang fein folgen können, ihre Stimmungen gut verstehen.

Denn mit unwiderstehlicher Gewalt und derselben selbstgewissen Wahrheit, wie bei Gesunden gesunde Gedanken und Ideen sich festsetzen, beherrschen den Irren seine abnormen Gedanken und Stimmungen, die der entsprechende Ausdruck des kranken Gehirns sind. Er muß so notwendig die ganze Welt als gegen ihn verschworen ansehen, da er nicht begreifen kann, wie ein Gedanke, eine Stimmung, die ihm so natürlich ist, Anderen seltsam und absonderlich „verrückt“ erscheint. Findet er nun Verständniß für seinen Zustand und liebevolles Eingehen auf seine Gedanken, so ist sein Vertrauen bald gewonnen. Wenigstens ist es so bei Beginn des Leidens und deswegen ist auch die möglichst rasche Entfernung der Irren aus ihrer gewohnten Umgebung dringend notwendig, damit sie bald in verständnißvolle Behandlung kommen. Später ist manchmal das Geistesleben schon so verüdet, daß nur noch einzelne Alles beherrschende Ideen, Verfolgungs- und Größenideen meistens, fortbestehen und ein psychischer Einfluß von Seiten des Arztes überhaupt sehr schwer ist. Sinnes-täuschungen beherrschen dann außerdem den Kranken in höchst ungünstiger Weise, er hört Stimmen, die ihm verbieten zu essen, oder die ihm auftragen, die oder jene Personen zu morden, weil es der Himmel so wolle, Täuschungen des Geruchsinns spiegeln ihm vor, seine Speisen seien vergiftet &c. Daher erklärt sich dann, daß ein sonst gutmüthiger Kranker plötzlich einen Anfall auf Personen seiner Umgebung, Arzt und Wärter macht, einen Mord

begeht oder sich selbst um's Leben bringt. Auf diese Weise kann auch der gewiegteste Irrenarzt ein Opfer seines Berufes trotz aller Vorsicht werden und ist es schon oft geworden. So ist auch in der entsetzlichen Begebenheit, die jüngst ganz Deutschland erschüttert hat, der hervorragende Arzt ein Opfer seines edlen Berufes geworden.

Es wäre wirklich an der Zeit, daß endlich im Publikum statt der mittelalterlichen Begriffe von Geisteskrankheiten sich eine aufgeklärtere Meinung verbreitete, daß man nicht mehr Geisteskranke als Sünder oder von Gott Gezeichnete ansehe, sondern als Kranke, die dasselbe und noch größeres Mitleid verdienen als körperlich Kranke. Es wäre an der Zeit, daß man von der Haß abließe, mit der die dumme Menge Nervöse verspottet und höhnt und in wirkliche Krankheit jagt, und daß man ebenso wieder Genesenen den Eintritt ins Leben leicht mache, statt ihn durch Stichelreden und Zischeln zu erschweren. Das Mitleid hinterher ist sehr unangebracht. Dazu aber könnten namentlich auch die Leute, welche die öffentliche Meinung beeinflussen, Zeitungsschreiber und Romanschriftsteller nicht unwesentlich beitragen, indem sie sich selbst zunächst bessere Begriffe über Geisteskrankheiten anschaffen. Noch in den neuesten Novellen berühmter Autoren oder Bildern berühmter Maler kann man solchen Abgeschmacktheiten begegnen, daß man nicht weiß, soll man mehr über die Albernheit lachen oder erbittert sein über die wissenschaftliche Verbreitung falscher Ansichten. In dieser Beziehung könnten insbesondere unsere deutschen Schriftsteller viel lernen von den Wenigen, welche die poetische Freiheit nicht als Erlaubniß dummes Zeug zu fasseln auffassen.





Schloß Schwannstein, im Bau unvollendet. Rechts unten die Burg Hohenschwangau.

Zur Charakteristik König Ludwig's II.

Von * * *

Auf den Bergen ist Freiheit, Todtengräfte
Steigen nicht auf in die freien Lüfte,
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Enai.
(Brant von Reiffina.)

Aus dem Munde treubewährter Diener des unglücklichen Königs und aus seinen privaten Wünschen und Neigungen ist es uns nicht schwer, ein Charakterbild des bemitleidenswerthen Monarchen wiederzugeben. Wir kennen seine Umgebung seit langen Jahren und sind wenigstens im Stande, die Wahrheit von der Lüge besser zu scheiden, als es ein Heer von faszinirenden Zeitungsschreibern vermochte, welches glaubte, die größten Ungeheuerlichkeiten aufzudecken und doch so wenig in die eigentliche seit Jahren sich abspielende Tragicomödie eingeweiht war.

Als die Finanzen des Königs seit etwa Jahresfrist arg in Verwirrung geriethen und die außer-bayerischen Zeitungen in etwas allzukräftiger Weise die Misere in sensationeller Färbung aufbauschten, äußerte der König, durch dessen Hände bekanntlich alle Zeitungen des In- und Auslandes gingen, seinem Lieblingskammerdiener gegenüber, es nähme

ihn furchtbar mit und bringe ihn nervös noch mehr herunter, daß jeder Gassenjunge auf der Bierbank das Recht habe, seine Handlungen und Neigungen zu kritisiren.

Die sensationellen Lügen und Entstellungen der Presse, welche die Phantasie des im höchsten Grade auf seine Souveränität stolzen und eiferjüchtigen Herrschers verdüsterten, sind es denn auch, welche die drohende Katastrophe mit beschleunigt haben. Es ist so viel Wahres und Unwahres über den Monarchen verbreitet, daß wir nicht gewillt sind, Dinge aufzudecken, welche ohnehin durch die Vorlagen in der bayerischen Kammer in nächster Zeit geklärt werden, wir wollen nur das, was die Geistesbeschaffenheit des Verewigten kennzeichnet, hier richtig beleuchten und damit gleichzeitig an der Hand der Wahrheitsliebe das behandeln, was eine sensationslustige Presse aus Unkenntniß verschwiegen.

König Ludwig kam mit 19 Jahren plötzlich

auf den Thron, an Schönheit und Eitelkeit ein Narzissus, an Kenntnissen ein Schüler, an liebenswürdigen Eigenschaften ein schüchternen Jüngling, an Welterschahrung ein Knabe. Während seiner zweiundzwanzigjährigen Regierung stellen sich folgende Eigenschaften in diesem vielfach vergötterten König gegenüber: Verückende persönliche Liebenswürdigkeit und Größenwahn, maßlose Freigebigkeit und tyrannischer Befehl, Menschenscheu und Sucht nach großen Effecten, Gutherzigkeit und ein starrer Eigensinn bis zur Versteinerung. Alles Kleinliche vermeidend, keine Ahnung von dem Werth des Geldes oder der Kostbarkeiten, die er haufenweise verschenkte, wurde er zum Verschwender, ohne es zu wollen oder zu wissen; ein Budget kannte er nicht und wurde ihm ein solches vorgelegt, so verstand er es nicht, weil ihm der Zahlenbegriff fehlte. Der Werthabstand zwischen Hunderttausend und einer Million war ihm unfasslich, nach Einführung der Markwährung gegenüber der Guldenwährung soll ihm der Zahlenbegriff noch mehr abhanden gekommen sein. Dagegen waren seine sonstigen Kenntnisse, die er sich erst als König durch Studium und Lectüre gesammelt, besonders in der Geschichte und Literatur von einer fast beunruhigenden Genauigkeit und er setzte diese auch bei seiner Umgebung voraus; er entließ plötzlich einen Secretär, weil dieser den Vornamen Molières nicht wußte, rügte scharf die Etiquetten- und Regiefehler in der Darstellung von historischen Vorgängen auf der Bühne und corrigirte die Künstler, wenn sie in Bildern und Decorationen für seine Schlösser zc. die geringsten Anachronismen in Costümen, Ornamentik, in cultur- oder kunstgeschichtlicher Hinsicht hervorbrachten.

Nach seiner ganzen körperlichen und geistigen Veranlagung zu schließen, lebte Ludwig von früher Jugend an im Wahn, daß er durch seine hohe Geburt nicht nur ein gewaltiger Beherrscher der Menschheit sei, sondern daß er auch in einer ganz vollkommen idealen Welt lebe und je mehr er allmählich einsah, daß das Leben seiner Unterthanen und der Menschen überhaupt nicht aus Idealen zusammengesetzt sei, desto mehr baute er sich seine Welt der Ideale in sich auf.

Hoher Gedankenflug führte ihn ins Bereich des Traumlebens, er wollte mit kühner Hand Lustschlösser zu wirklichen Schlössern gestalten, die Phantasie eines Doré und die Pracht des Orients waren seine Bauehülfsen und in den bayerischen Bergen suchte er nach Felsen und Schluchten, die einer Doréschen Phantasie gleichkamen, die er aber bitter enttäuscht aufgeben mußte, weil er sie nicht finden konnte. Sehr bezeichnend für diesen Zustand seiner Idealwelt ist seine Vorliebe für das Theater, er konnte ganze Stücke Schiller's und Goethe's aus-

wendig herjagen, und wie die gemalte Coulisse oder ein phantastischer Hintergrund mit der Perspective auf großartige Marmorschlösser plötzlich seinen Entschlüssen zu neuen Ideen Flügel lieh, so war es ihm auch ein Bedürfnis, einen oder den andern Schauspieler oder Sänger schnell und unvermuthet von der Bühne fort zu sich auf seine Schlösser zu ziehen und ihn solange seines näheren Umganges werth zu halten, bis er schmerzlich enttäuscht erkannte, daß dieser Künstler mit gewöhnlichen Sterblichen nicht viel anderes gemein hatte als menschlich zu leiden und zu begehren. Seine Vorliebe für Richard Wagner, mit dem er auf dem Dußfuße gestanden, resultirt aus den großen Effecten des Wagner'schen Beiwerks und der geräuschvollen und sinnlichen Musik; in den letzten Jahren konnte der König überhaupt nur Stücke sehen, die starke Anforderungen an die Nerven und Sinne machten. Das letzte Stück vor seinem Tode war Sardou's Theodora, inscenirt mit allen nur erdenklichen das Auge und die Sinne berückenden Mitteln. Als in der Schlussscene die Heldin ihren verrathenen Liebhaber aus Barmherzigkeit mit einer Haarnadel in's Herz sticht, lehnt sich der König leidenschaftlich, weit über die Logenbrüstung wie ein Tiger, der zum Sprunge bereit, damit ihm der pathologische Vorgang des Sterbens nicht entgehe.

Der junge Monarch kannte die Welt und das Leben nicht, der gereifte Mann entfremdete sich ihnen. Er hat seine nächste Welt im Kleinen nicht einmal gesehen, geschweige denn den großen Markt des Lebens draußen. Er war nie auf Reisen, einige Ausflüge an den Bierwaldstättersee ausgenommen; erst aus Büchern lernte er die Prosa des Lebens erfassen.

Sein Vater Max II. hatte vom ersten Anfang an dem Geist des Kronprinzen eine Richtung auf das Ernste und Große gegeben, jede Zerstreuung, jede Genußsucht von ihm fern gehalten, jedes Spielzeug wurde verboten; man sagt, daß eine lebendige Schildkröte, gewiß kein aufregender Spielgenos, lange Zeit seine einzige Unterhaltung gewesen, als ihm auch diese genommen, sei er in einen schwer zu bezwingenden Eigenwillen verfallen. Erst als er König war, überließ er sich dem lang entbehrten Genuß guter Speisen und Getränke und dem Behagen der Freiheit, aber diese Freiheit mag wohl zu plötzlich über ihn gekommen sein; denn mit ihr kam auch ein Hang zum Despotismus, erzeugt durch die plötzliche Machtfülle des Königs- und Herrscherbewußtseins.

Durch seine Erscheinung gewann er die Herzen besonders des weiblichen Geschlechtes, von den Gefühlen seiner Macht und Erhabenheit im Sturm erfaßt und durchdrungen, lehnte er aber ab nach Popularität zu haschen, er wollte einsam sein und

wie ein unsichtbarer Gott unerkannt die Welt beglücken. Seine Verlobung mit der jüngsten Schwester der Kaiserin von Oesterreich, einer Tochter des Herzogs Max in Bayern unter jubelnden Accorden geschlossen, wurde nach zweijähriger Dauer wieder gelöst. Es existiren viele Versionen über diesen langen Brautstand; etwas Tragikomik, die Bosheit der Tama und ein erkleckliches Quantum nackter Wahrheit haben das Verhältniß gebieterisch gelöst, ausschlaggebend hierbei aber ist das Bestreben des Königs gewesen, sich niemals und in keiner Lebenslage beherrschen zu lassen, sondern selbst zu herrschen, unumschränkt. So erklärt sich auch die Verschmelzung seines Größenwahns mit Freigebigkeit, die er nach allen Richtungen hin durch wahrhaft fürstliche, übermäßig reiche Geschenke bethätigte, mit welchen er sich die Herrschaft über jeden fremden Willen erzwang. Er suchte sich Freunde, hob sie jäh mit fürstlicher Guld zu seinem intimsten Vertrauen empor um sie eben so jäh in den Abgrund plötzlicher Ungnade hinabzustürzen. Hieraus resultiren Enttäuschungen, die sein fürstlicher Sinn, sein unumschränktes Königsbewußtsein, seine Herrschergewalt nicht ertragen konnten. So hatte er eine neue großartige Straße in München projectirt, deren Abschluß das Richard Wagnertheater (später in Bayreuth erbaut) bilden sollte. Die Pläne mit allen prunkhaften Details waren fertig, aber die städtischen Behörden versagten ihre Genehmigung und eine den Bestrebungen Wagners feindlich gesinnte, machtvolle Clique wußte den Vertrauten des Königs zu stürzen. Das herrliche Lustschloß, ein Lieblingsgedanke des Königs, lag in Scherben und sein verbitterter Sinn baute jetzt Pracht Schlösser an Stellen, wohin keines Münchener Fuß je treten sollte. Seit dieser Zeit und auch schon seit dem 66er Feldzuge gegen Preußen witterte der König Feinde und Verräther ringsum, er zog sich auf seine Gebirgsschlösser zurück, um neue zu bauen auf menschenleerer Spur mit Zugbrücken und Ringmauern.

Seit dieser Zeit datiren die ersten Keime eines Verfolgungswahnsinns, er wurde unnahbar, sein strahlendes Jugendbild begann sich beim Volke langsam zu verdütern und er vertraute nur noch seiner nächsten Umgebung, während die besten und treuesten seiner Unterthanen nunmehr einer sich sprungweise entwickelnden Störung seines Geistes gegenüberstanden. Ungern vermißte man ihn nach dem glorreichen französischen Feldzuge in Versailles und beim Einzuge der Truppen in Berlin oder bei sonstigen Festen am Kaiserhofe. Als der deutsche Kronprinz die seiner Führung anvertraut gewesenen bayerischen Truppen abliefernd seinen Einzug in München hielt, schaute der König mißmuthig und eifersüchtig drein und reiste ohne Abschied plötzlich

auf sein Bergschloß zurück, nicht wissen wollend, daß man bereit sei, ihn in München und Berlin jeder Zeit auf Händen zu tragen. In seine Hauptstadt kam er nur noch um sich Separatvorstellungen im Theater Nachts im leeren, dunklen Hause geben zu lassen, oder einsam in seinen Gemächern und seinem phantastischen Wintergarten auf dem Dache des Schlosses wie ein Nachtwandler zu hausen und die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht zu machen. Dann vergrub er sich in dramatische und historische Lectüre und Studium in wahrhaft staunenerregender Weise. Gestalten wie Marzif, Hamerlings König von Sion, Louis XIV. und XV., Molière, Voltaire, die Minnesänger, Jungfrau von Orleans waren seine Ideale, die umfassendsten Geschichtswerke, die ergiebigsten und seltensten Actenstücke der Cultur- und Sittengeschichte und alle nur erdenklichen Zeitungen und Zeitschriften, aber auch die jadedesten Operentexte und die nichtsagendsten Broschüren waren Gegenstände seiner Zerstreuung und Forschung. Seine Bedürfnisse auf diesem Gebiete waren unerschöpfliche; Werke, die kein Buchhändler, kein Antiquar mehr erlangen konnte, mußten womöglich abschriftlich beschafft werden, neue dramatische Erzeugnisse, ungeprüft ob gut oder schlecht, die nur als Unicum im Manuscript oder als Souffleurbuch existirten, wurden sofort abschriftlich hergestellt und weigerte sich der nichtsahnende Autor, der ja den hohen Auftraggeber nicht kennen durfte, so kam es vor, daß ein kundiger Stenograph in irgend einem Vorstadttheater Wiens oder Berlins, auf der ersten Sperrsitze sitzend, das neue Stück während der Aufführung stenographiren mußte, damit es andern Tages dem König in sauberster Schrift auf Belinpapier zur Lectüre vorgelegt werden könne. Das Gute oder Schlechte spielte keine Rolle, der Telegraph spielte nach allen Windrichtungen, auch fand man Leute, die eine schnell herbeizuschaffende Waarensendung für den König als Passagiergut mitbrachten, um auf diese Weise schneller als die Post zu sein. Unverschuldete Verzögerung war Pflichtvergessenheit, die hart bestraft wurde, ein kleines unbedeutendes Versehen auf der Bühne hatte sofortige Wiederholung des ganzen Stückes zur Folge, der Beginn der Separatvorstellungen wurde zu einer bestimmten vorgerückten Abendstunde angeetzt, Alles mußte fertig sein, die Regisseure warteten auf das Aufziehen des Vorhanges, während der König oft erst in später Nacht erschien und dem Stücke zuweilen theilnahmlos, zuweilen mit großer Erregung und so nachhaltigem Interesse beiwohnte, daß andern Tages eine sofortige Wiederholung befohlen wurde. Behe dem Schauspieler oder Musiker, der Müdigkeit vorgeschützt oder es gewagt hätte auch nur mit einem Blick zur Königsloge emporzusehen.

Die Ausfahrten und Reisen des Königs ins

Gebirge geschahen fast nur des Nachts bei Vollmondchein, die Befehle dazu ergingen plötzlich ohne vorherige Anordnung, ohne Vorsorge für Proviant oder Reisetensilien, die Bahnzüge von Hohenschwangau nach Schloß Berg, Herren-Chiemsee und Linderhof rasten mit gespensterhafter Geschwindigkeit, wie sie die Geseze der Mechanik und Technik überhaupt gestatten, manche Achse geriecht in Brand, manches Pferd kam auf Bergpfaden zum Sturz. Auch diese schnelle Hast ist bezeichnend für des Königs Charakter, es liegt ein despotischer Wille darin, auch die gewaltigste und angestrengteste menschliche und mechanische Dynamik sich unterthan zu machen. In der erhabenen Einsamkeit der Gletschermwelt fühlte sich der Geist des Königs wie in einer anderen Welt und es ist zweifellos, daß Ruhe und Großartigkeit der Natur einen mächtigen Zauber auf seine verdüsterte Gemüthsart ausübte. Er fühlte den unheimlichen Druck auf seiner Seele und rang nach Freiheit in besseren Regionen, er fühlte diesen Drang nach Freiheit in sich, frei wollte er sein von des Menschen Leid und Begehr, frei vom Gemüth der Stadt, es zog ihn hinauf in die klaren Lüfte, wo keine Sorge, keine Todtengrüfte, keine Hoffschranzen, wo kein störender Laut an sein Ohr drang, wo allein die Welt ihm vollkommen schien.

Seinen Regierungsgeschäften lag der König nicht ohne Eifer ob, viele Schriftstücke ließ er in müßiger Ruhe sich aufhäufen bis plötzlich ein heißer Arbeitsdrang in ihm schnell reinen Tisch machte; er war klar und bewundernswürdig in seinem Urtheil, dabei ausgestattet mit einem Riesengedächtniß für Personen, Jahreszahlen und Ereignisse, aber alle Arbeiten gingen den schriftlichen Weg und wurden durch seinen Lakaien in's Secretariat befördert. Vorträge der Rätthe, denen er seit seiner ersten Regierungszeit gerne aus dem Wege ging, lehnte er wie alle officiellen Empfänge seit Jahren ab, Besuche von Fürsten nahm er nicht an, er fühlte sich krank und doch zu stolz um sich dem Urtheil der Welt preisgegeben zu sehen; so verschloß er sich vor derselben nicht ahnend, daß er gerade durch diese Zurückgezogenheit dem denkbar mißlichsten Urtheil Nahrung gab und der Klatschsucht Thür und Thor öffnete.

Seit zehn Jahren fragte sich die ganze Welt: Was treibt der König, womit beschäftigt er sich? Antwort: Er studirt Bücher und Zeitungen und fährt von einem Schloß aufs andere um neue Bauten zu projectiren. Es sind aber, abgesehen von den seit Jahresfrist thatsächlich begangenen Handlungen eines Wahnsinnigen, so mannigfache aus Neigung und Abneigung entsprungene Eigenschaften scharf hervorgetreten, daß diese völlig genügen, um über die Ausgangskatastrophe nicht mehr

verwundert zu sein; denn die Lebensweise des Königs, seine künstlerischen Phantastereien, seine sprungweise unberechenbare Thätigkeit, wurden vom Volke, das ihn verehrte, aber auch fürchtete, immer mehr mit bedenklichem Kopfschütteln hingenommen und seine Geisteskrankheit war zuletzt ein öffentliches Geheimniß, welches Niemand offen auszusprechen wagte. Seine düsteren Eigenschaften waren im Volke nur zu sehr bekannt. Tage-, wochenlang sah er Niemanden als seinen Kammerdiener, der ihm nur die allernothwendigsten Handreichungen machte, sonst wollte er allein sein und man erzählt, daß sein Speisetisch durch eine Versenkung im Fußboden auf den Druck einer Feder erschien und verschwand. Zeitweilig cultivirte der König den allervertrautesten Umgang mit gewissen niedrig gestellten Personen: Unteroffiziere und Stallburtschen, womit er rücksichtslos die Schranken niederriß, die seine Stellung gebot. Der realistisch cynische Verkehr mit diesen Leuten bilde einen so dunkelen Punkt in dem Leben des sonst so ideal angelegten Königs, daß es besser ist, den Schleier des Schweigens und Vergessens über diesen der Pathologie angehörenden Zustand fallen zu lassen. Die Verleumdung wird auch hier sich einiger Uebertreibungen schuldig gemacht haben.

Begnügen wir uns damit, die Lebensweise des Monarchen und sein Ende pathologisch zu begründen.

Genie und Wahnsinn, sagt man wohl mit Recht, sind Geschwisterkinder, der König war ein Genie und folglich auch dem Wahnsinn verwandtschaftlich näher gerückt als Menschen ohne Genie. Wir sehen diese Erscheinung täglich bei solchen Künstlern und Gelehrten, welche nicht bloß mit dem ausgestattet sind, was man gemeinhin Talent nennt; man muß einen gewaltigen Unterschied machen zwischen Talent und Genie, das erstere kann an-erzogen, ausgebildet sein, das Genie ist von Geburt an da und eine Geistes-eigenschaft, die nur den sogenannten Lieblingen der Götter verliehen ist. Das Genie kann Alles, oder ist wenigstens zeitweise bestrebt, Alles zu können, Alles zu erreichen, es achtet keine Hemmnisse und Schwierigkeiten und nimmt einen anderen Geistes- und Gedankenflug als andere gewöhnliche Menschen ihn nehmen, es zieht sich keine Grenzen und ist geneigt, sich über Geseze, Herkommen, Sitte hinwegzusetzen. Die natürlichen Begleiter des Genies sind: Eitelkeit, Stolz, Eigenliebe, hat es Erfolg, so entstehen hieraus: Dünkel, Blasirtheit, Selbstvergötterung, Größenwahn; wird es nicht verstanden, gekränkt oder verkannt, so ist Menschenscheu, Verfolgungswahn, Rachsucht die Folge. Ein berühmter Irrenarzt theilte alle Menschen nach ihrer Geistesbeschaffenheit in sogenannte Achtel-menschen ein; nach seiner Theorie sind alle Menschen, auch die gesündesten, einachtel verrückt; zweiachtel

sind die jähzornigen, rachsüchtigen; dreiachtel die Träumer und Phantasten; vierachtel die an Größenswahn leidenden und die verkannten Genies; die fünfachtel Verrückten stehen schon unter Polizeiaufsicht, die sechsachtel Verrückten gehören in die Irrenanstalt, mit siebenachtel gehört man in die Zwangsjacke als unheilbar, mit achtachtel prüft man das Leben eines Thieres ohne Instinkt. Es ist also ein weiter Weg von dem Einachtelverrückten bis zu dem Achtachtelverrückten, aber gewisse erbliche Anlagen, Bau des Schädels, Entwicklung des Gehirns und des Nervenlebens gestatten auch das Ueberpringen einiger Stufen und eine geringe örtliche Veränderung im Gehirn soll ja den begabtesten und klarsten Forscher, den glücklichsten, liebenswürdigsten und geistig vollkommensten Menschen gradatim zur Geistesdämmerung, dann zur Geistesnacht führen können. Zweifellos aber läßt sich ein solches Unglück auch bei erblicher Anlage leicht zum Wahnsinn veranlagter Naturen verhüten und zwar durch eine sorgsame und rationelle Erziehung. Diese Erziehung war bei dem König Ludwig eine unvollendete als er den Thron bestieg und fortan war seinem Willen nirgends eine Schranke gesetzt, nirgends fand sich eine Klippe, an der die krankhaften Auswüchse seiner Neigungen rechtzeitig hätten Widerstand finden oder zerschellen können. Seine Befehle, auch die krankhaften und schwierigsten, wurden bei seinem Jähzorn schnell befolgt, man hatte ihn verwöhnt, man wußte das Unerreichbare möglich zu machen, und konnte ein Befehl nicht genau nach Vorschrift vollzogen werden, so glaubte der Monarch sofort an absichtlichen Widerstand, an Ungehorsam, und wie er Willfährigkeit über alles Maß reich belohnte, so strafte er scheinbaren Ungehorsam durch sofortige Entlassung aus dem Dienste. So wurde ein langjähriger, verdienstvoller Adjutant des Königs stehenden Fußes entlassen, weil er nach einer mit dem König unternommenen Gebirgstour, eben heimgekehrt, während einer nächtlichen Billardpartie mit dem Monarchen ein leichtes Gähnen nicht hatte unterdrücken können. Durch solche Vorkommnisse schwer beleidigt in seiner Königswürde, hielt der Monarch nach und nach alle Personen von sich fern, er wurde zum Einsiedler, zum Philosophen, zum Grübler, er konnte den Anblick der Menschen nicht mehr vertragen, er glaubte sich gehaßt, gemieden, verfolgt, beobachtet, er fragte ängstlich nach Personen, die er nicht kannte, wenn sich harmlose Touristen in einiger Entfernung vom Schlosse zeigten, und kam er nach München, so hielt er die Ansammlung von Neugierigen, die ihren König noch niemals in persona gesehen hatten, für aufständische, übelgesinnte Feinde. So erzeugte er selbst durch sein zurückgezogenes Leben eine berechtignte Neugier beim Volke, die sich in Wort und

Schrift nur zaghaft Luft machen durfte, die er aber für Zudringlichkeit und gefährlich hielt; dann forderte er schärfere Bewachung auf seinen Spazierfahrten durch vermehrte Gensdarmmerie, die der Schnelligkeit seines Wagens kaum zu folgen vermochte. In der Verbitterung, die aus seiner zurückgegangenen Verlobung entstanden, wählte er sich seinem Volke entfremdet, in den Attentaten auf den deutschen und russischen Kaiser sah auch er sein Leben bedroht, der Verfolgungswahn war zur Gewißheit geworden. Ein Widerspruch liegt in der eiteln Sucht nach großen Effecten gegenüber seiner Zurückgezogenheit. Wer Pomp entfaltet, thut es, um bewundert zu sein und nicht für sich allein. Die enorme Pracht seiner Schlösser, den fascinirenden Aufwand im Theater entfaltete er nur für sich, er duldete nicht, daß ein anderes menschliches Auge sich daran ergöße oder etwas darüber schreibe, hieraus aber resultirt eine nicht befriedigte Eitelkeit, die sich natürlich aus dem Stillschweigen der Bevölkerung ergab, sie konnte ihn nur zu weiteren Extravaganzen führen, deren Bewunderer er sich fern hielt. Solche Erscheinungen hatten in den letzten Jahren einen bedenklichen Höhepunkt erreicht, mehr und mehr wurde er der gesunden Wirklichkeit entrückt, an deren Stelle wahnhafte Neigungen und Vorstellungen traten. Die Flugmaschine seiner überreizten Phantasie wurde ebenso unhaltbar und verderberbringend wie seine jüngst mißglückten Versuche, einen mechanischen Flugapparat in Thätigkeit zu setzen, der Mechanismus desselben versagte wie der Mechanismus seiner Gehirnthätigkeit.

Die große, in etwa zwölf Millionen sich entziffernde Schuldenlast hatte ihm bislang keine Sorgen gemacht, die Summe war auch thatsächlich nicht groß genug, als daß der Staatsschatz sie nicht sofort hätte decken können, aber die Bedingung, daß der König die kostbaren Bauten sogleich einstelle, convenirte ihm nicht, daraus resultirten Meinungsverschiedenheiten, die das Herannahen einer Katastrophe beschleunigen mußten. Der König antwortete auf die Weigerung mit einer Reihe ungesetzlicher Todesurtheile, befahl, die Commission, welche sich dem Schlosse Schwanstein behufs Ankündigung einer anderen Regentschaft nähern würde, zu verhaften, sie zu blenden und bis auf's Blut zu peitschen; aber es war kein Aufraffen mehr möglich, die Zügel der Regierung festzuhalten, sie entglitten willenlos seinen Händen. Mißtrauen gegen fast Alles und Alle erfüllte seine einst so vertrauensvolle, von Idealen und Menschenglück durchzitterte Brust. Kein ärztlicher Rath, keine einflußreiche, keine freundlich warnende Stimme konnte an sein Ohr dringen. Seine nächste Umgebung mag aus Scheu vor Widerspruch, theils aus anderen naheliegenden Motiven ihn in seinen Wahngelüsten,

in seinen daraus entspringenden Unternehmungen bestärkt haben. Tief und schwer hatte man seine Souveränität beleidigt, als man ihm die Irrenärzte ins Schloß gesandt, über deren Erscheinen er sich völlig klar war. Hätte man ihm schonend gesagt: „Majestät sind leidend und brauchen Pflege, nach einigen Monaten der Ruhe legen wir die Regierung wieder in Ihre Hände zurück,“ wer weiß, ob nicht der König mit der Zeit ruhig das Schicksal der Entthronung getragen. Tief und zu rasch sah er sich herabgestürzt von schwindelnder, einer nach seinen Begriffen unnahbaren und unsehlbaren Höhe und er mag dann wohl mit Wallenstein empfunden haben:

„Was ich mir ferner noch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg und kommt nicht wieder!“

das kalte Wasser ihn umfängt, zum momentanen Bewußtsein. —

Die Stelle, an welcher der König den Tod fand, ist manchem Touristen am Starnberger See bekannt, die Sommerfrischler des benachbarten Leoni machen hier auf ihren Spaziergängen Halt und schauen begehrlieh nach dem verbotenen Parkeingang, die Dampfschiffe, welche bei Schloß Berg seit Jahren nicht mehr anlanden durften, fahren an der unheimlichen Stelle dicht vorüber, wo Weiden und Erlengebüsch ihre Zweige in dem smaragdgrünen See spiegeln. So hat dieser entzückende See, das Eldorado der Münchener vornehmen Welt, in dessen Nähe einst Karl der Große geboren wurde, an dessen Ufern die Kaiserin von Oesterreich das Licht der Welt erblickte, und wo vor einigen Jahren Had-



Ort der Auffindung der Leichen des Königs Ludwig und des Dr. v. Gudden im Starnberger See. Nach der Natur gezeichnet von Hans Bartels. An den zwei Stößen fand man Dr. v. Gudden's Leiche, am Busche diejenige des Königs; etwas weiter in den See hinaus.

Sein ruhiges Verhalten war Stille vor dem Sturm, sein Kammerdiener kannte diesen Zustand und hatte Dr. Gudden gewarnt. Der König ging mit dem berühmten Irrenarzt im Parke spazieren, ruhig, friedlich, klare Antworten gebend, aber mitten in dieser ruhigen Geistesverfassung mögen ihm wohl Gedanken an seinen unglücklichen Bruder Otto gekommen sein, und daß auch er nun ein Gefangener seiner vermeintlichen Verfolger sein werde, kurz, die gesammte Bevölkerung kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß der also gefesselte, nach plötzlicher Freiheit dürstende Monarch mit vollem Bewußtsein in die Fluten des Sees gegangen ist; denn ein Tobsüchtiger kommt in einem Augenblick, wo

II. 2.

länder und Hallberger starben, ein Erinnerungszeichen mehr erhalten, und mancher Balladensänger, mancher Novellist oder Dramatiker wird sich einst des tragischen Stoffes bemächtigen, der sich in den Pfingsttagen 1886 hier abspielt.

Im Dom zu Sanct Michael in München haben sie ihn bestattet, dort ruht er neben dem großen Ahnherrn Kurfürst Maximilian, dem Haupt der Liga, dem einzigen deutschen Fürsten, der den 30jährigen Krieg überlebte. Thränen, viele Thränen sind geflossen während des imposanten Leichenzuges, der sich durch die Straßen Münchens bewegte, denn die Liebe höret nimmer auf, sagt die Schrift. Wir, die wir noch gesund und dankerfüllt

54

im Lichte wandeln, decken Johannisrosen über den Sarkophag und bewahren ein grünendes Gedenken dem Träger eines erlauchten Namens, dem Fürsten mit dem Herzen voll deutscher Gesinnung.

Die Tragik eines griechischen oder shakespeareischen Trauerspiels hat sich am Lebensende des Königs Ludwig vollzogen und der Abschluß dieses Dramas hat eines wunderbaren Schlusseffectes nicht entbehrt. Der gewaltige Leichenzug, dem auch der deutsche Kronprinz beivohnte, zog bei gutem Wetter durch die menschenüberfüllten Straßen der Hauptstadt; als der Leichenwagen vor der Kirchen-

thür angelangt war, standen plötzlich Gewitterwolken am Himmel und nach geschener Weisung, als die Fürsten und Würdenträger sich eben entfernt hatten, erkrachte ein fürchterlicher Donner Schlag über München, der Blitz hatte das Dach der St. Michaelskirche gestreift und den Blitzableiter zertrümmert, gleich darauf zertheilten sich die Wolken und ein klarer Himmel lachte über der Hauptstadt.

Tief bewegt stehen wir vor der Allmacht des Höchsten, und die erregten Gemüther der Stadt sind nun ruhig und ergebungsvoll.

Elfenleben.

<p>Die Elfen wohnen In Blumenkronen Und öffnet die Häuslein der Sonne Strahl, Dann fliegen sie über Berg und Thal.</p>	<p>Weicht Tageschwüle Der Abendkühle, Dann flüchtet das lustige, leichte Gesind Ermüdet in seine Häuslein geschwind.</p>
---	--

Doch welkt die Blüthe,
Dann im Gemüthe
Kühlt sich das Elfschen von Schauern durchbebt,
Und stirbt mit der Blume, mit der es gelebt.

Julius Sturm.





Allgemeine Rundschau.

Enkel und Großvater. Selten wohl hat ein Ereigniß einen allerorten so tiefen, ein jedes Menschenherz so mächtig ergreifenden Eindruck hervorgerufen, selten wohl hat ein Geschehniß ein solches mit Entsetzen gepaartes Mitgefühl erregt, wie jene furchtbare Katastrophe, mit der am ersten Pfingstfeiertage dieses Jahres das erst wenige Tage vorher auf Hohenchwangau begonnene Trauerspiel in den Wellen des Starnberger Sees seinen unerwarteten Abschluß gefunden.

Auch ja, auch ihn, der als königlicher Jüngling in einer Welt poetischer Phantasien gelebt,

Auch ihn hat es belogen,
Auch ihn hat es betrogen,
Das sonnige Märchen vom Glück!

Und ewig wahr bleibt das Wort des Solon: „Niemand ist vor seinem Ende glücklich zu preisen!“

Romanhafter und in seinem Ausgange markerschütternder ist überhaupt wohl selten ein Lebenslauf gewesen, als derjenige des gleicherweise beneidens- wie beweinenenswerthen Königs Ludwig II. von Bayern. Herrlich, glänzend beanlagt, nur von den edelsten Idealen durchglüht, von der treuesten Hingabe an die deutsche Nation besetzt und deshalb, gleich einem Titus, von Millionen geliebt und verehrt, ist er, weil ihm das richtige Maßhalten von der Natur verjagt war, einem dunklen Fatum verfallen, das fürwahr an eine antike Schicksalstragödie erinnert. Die allmähliche Ummachtung seines hohen Geistes bestätigt aufs Neue den bekannten Satz der Theorie von der Vererbung, daß diese in Bezug auf verschiedene sogenannte angeborene Eigenthümlichkeiten Lücken und Intervalle zuläßt. Der Großvater des unglücklichen Wittelsbachers, der in den letzten Jahren als wahnbeherrschter Menschenfeind in geistlicher Unruhe von einem Alpengipfel zum andern zu huschen pflegte und nun in einer engen, dumpfen Gruft zur ewigen Ruhe gebettet worden ist, Ludwig I. war als Sonderling bekannt und gewissermaßen allgemein anerkannt. Der Vater des zweiten Ludwig dagegen war ein ernster, hausbadener Mann, halb Militär und halb Beamter, welcher Nichts kannte und nichts Anderes kennen wollte, als seine Pflicht. Bei den Enkeln aber — denn ja auch der einst lebensfrohe, junge Bruder Ludwig's II., der jetzige Schattenkönig Otto I., ist unheilbar geisteskrank — kam die Sonderbarkeit des Großvaters, der „Spleen“, wenn man so sagen darf, wieder zum Vorschein, und zwar in einem unheilvoll verstärkten Grade. Zu den Sonderlichkeiten des „alten Ludwig“, wie der zweite König von Bayern in seiner spätern Lebenszeit vom Volke genannt wurde, gehörte eine mit seiner großen Kunstliebe in stetem Streite liegende übertriebene Sparsamkeit. Behielt jene

in ihm einmal die Oberhand und entschloß 'er sich z. B. wirklich zum Ankaufe eines Bildes oder einer Statue, so drückte er den Künstler im Preise und „handelte“; er ging dabei soweit, zuerst die Hälfte des geforderten Preises zu bieten, und erst wenn man ihn auf das für den Künstler Kränkende eines solchen Benehmens aufmerksam machte, verstand er sich dazu, im Preise hinaufzugehen, doch immer mit großer Vorsicht und Zurückhaltung.

Dies sei zum Verständniß des Folgenden vorausgeschickt.

Ludwig I. liebte zu jeder Jahreszeit einsame Spaziergänge. In München bevorzugte er dabei den Englischen Garten. Als er nun einmal an einem schönen, aber kalten Februartag um Mittag in der Gegend des Monopteros (ein nur von einer Säulenhalle umgebener Rundbau) dahinschritt, sah er einen dürftig gekleideten, verfroren aussehenden jungen Menschen ziemlich rasch auf- und abgehen. Dabei las derselbe in einem Buche, das er abwechselnd mit der einen und der andern Hand erfaßte, um die, welche vorher beim Halten des Buches erstarrt war, zur Erwärmung in die Tasche seines dünnen Flauses zu stecken. Dem König gefiel das intelligente Aussehen des Spaziergängers. Er gefellte sich deshalb zu ihm und fragte ihn, was ihn veranlasse, hier in der Kälte einsam zu wandeln, während andere Leute in der warmen Stube beim Mittagmahle säßen. Der Gefragte erzählte ihm darauf, daß er Student, aber sehr arm sei und kein Geld zur Heizung seines Dachstübchens habe, so daß es dort noch kälter als jetzt im Freien sei, wo doch wenigstens die Sonne scheine und er sich auch durch schnelles Gehen etwas erwärmen könne; sein Mittagessen trage er in Gestalt eines Stückes Brod und einer Knackwurst bei sich. Nachdem Ludwig den armen Studenten belobt, daß er unter solchen Verhältnissen den Muth nicht verloren, und ihn zu fernerm Ausharren ermahnt hatte, rieth er ihm, sich doch an den König zu wenden, der ja alle edlen Bestrebungen gern unterstütze und gewiß auch ihm helfen würde. Da schlug aber der Mißensohn, der in dem unscheinbaren Männchen an seiner Seite wohl alles Andere eher, als seinen König vermuthet hätte, ein helle Lache auf und entgegnete: „Na, lieber Herr, Sie sind gewiß kein Münchner, denn sonst würden Sie nicht so reden. Von dem Knicker könnt' Einer was kriegen!“ Ludwig hatte genug an dem Gehörten und entfernte sich unter einem gedehnten „So, so“, mit kurzem Gruße von dem offenerzigen Jüngling, der nicht üble Lust zu haben schien, sich noch weiter in solcher Tonart über den König auszulassen. Als aber unser Studio nach Besuch seiner Nachmittagscollegien seine ungemüthliche Behauptung wieder aufsuchte, überraschte ihn seine Wirthin mit der angenehmen

Mittheilung, daß unten im Hofe eine Kasten Holz für ihn abgeladen und dabei ein Brief übergeben worden sei. Und was fand der Student in dem schleunigst geöffneten Umschlag? Eine Zehnguldennote und ein Blatt Papier, auf dem geschrieben stand: „Zum Macherlohn — von König Ludwig dem Knicker.“

s.-m.

Hausfrieden. Haben Sie, liebe Freundin, je eine süße, bezaubernde Melodie gehört, die all' Ihr Denken und Fühlen, Ihre ganze Gemüthswelt mit echtem Wohlgefühl durchglüht? Nicht wahr, Sie schlossen die schönen Augen, um ungestört durch äußere Eindrücke sich dem Zauber jener magischen Kraft hinzugeben, die Sie die Welt mit ihren Gebrechen und Fehlern, ihren Leiden und Enttäuschungen vergessen ließ? Jener Zauberaccord, Freundin, der eine so wunderbare Wirkung auf Sie ausübte, Sie vernehmen ihn oft, öfter als Sie vermuthen; was die Sphärenmusik den himmlischen Regionen, das ist der süße Wohlklang, in welchem gleichfühlende, gleichstrebende Herzen sich zu gemeinschaftlichem Wirken für's Leben einen, unserem irdischen Dasein. Wie jedes Instrument gestimmt sein will, soll kein Mißton das Ohr berühren, so haben wir Menschen auch, die wir volle Harmonie in unser Dasein bringen wollen, unser Innenleben zu prüfen, daß die Accorde rein ineinanderklingen. Da sagt dann wohl der Volksmund: „Der Engel des Friedens geht durch das Haus!“ O, daß es uns immer vergönnt wäre, ihn an dessen Schwelle zu bannen, daß in seinen Räumen jene echte Sphärenmusik erklänge, die zu allem Guten und Edlen begeistert. Ich fühle Ihren Blick, werthe Freundin, fragend auf mich geheset. „Ist es denn gar so schwer,“ meinen Sie, „sein Haus zur Stätte des Friedens zu machen?“ — Blicken Sie hinaus auf das bewegte Meer des Lebens! Wie das brandet und schäumt, auf- und niederwogt — ein ewiger ermüdender Kampf! Glücklich wer aus dem Kampf mit den Lebensmächten heimkehrend, ein ruhiges, trautes Asyl findet, ein Heim, in dem Liebe und Eintracht als gute Genien wirken, ein Heim, dessen Thür Zwist und Hader nie überschritten haben, ein Heim, in dem „echter Hausfrieden“ heimisch ist! Hausfrieden! Nicht wahr, das Wort scheint Ihnen, die Sie noch im Liebesrausch der Flitterwochen schwelgen, fast profanisch und Sie staunen vielleicht, daß ich es wage, ihm einen so hohen poetischen Werth beizulegen? Glauben Sie, ich sehe das Leben, wie es ist! — Zwischen dem „himmelhoch jauchzend“ und dem „zu Tode betriibt“ ist eine unendlich breite Heerstraße, auf der Millionen Menschen ihres Weges wandeln. Theils sind sie mit Glücksgütern gesegnet, theils kämpfen sie mit den schlimmsten aller Sorgen, mit den Sorgen um's tägliche Brod; und doch sind diese Aermsten oft reicher als die in Glück und Ueberfluß Schwelgenden; — die trodene Brodrinde mündet ihnen besser, als Jenen ihr lukullisches Mahl! Warum? Ihnen Friede und Einigkeit wohnt in ihren Herzen, der süße Friede des Hauses, der jede Noth erleichtert, jede Freude verdoppelt! „Wie so aber?“ höre ich Sie fragen, „nicht jener Genius so mancher Schwelle?“ Da stehen wir, meine Liebe, vor einem der wichtigsten Lebensrathsel. Es giebt begabte, hochgebildete, gefühlvolle Menschen, Menschen, die das Bedürfnis glücklich zu sein und glücklich zu machen in sich fühlen und ihm nachstreben — und die sich doch nicht das einfache Glück, den Frieden des Hauses sichern können. Gar unendlich viel Ruhe, Ueberlegung, Menschenkenntniß sind nöthig, um in gegebenen Verhältnissen, die oft der eigenen Natur und Sinnesrichtung ganz entgegengesetzt sind, heimisch zu werden. Es giebt Charaktere, die es absolut nicht über sich gewinnen können, sich zu accommodiren; wer mit ihnen eine Straße gehen will oder soll, muß entweder seine Individualität aufgeben oder sich auf einen auf-

reibenden Kampf gefaßt machen. Beobachten Sie, meine Liebe, wie oft Gott Amor zwei so entgegengesetzte Naturen zusammenführt! Da wiegt man sich wohl mit dem gesüßelten Dichterwort: „So das Strenge mit dem Zarten“ zc. in beruhigende Zukunftsträume ein, doch mit den Flitterwochen schwinden auch diese nur zu oft. Zuerst eine kleine Meinungsverschiedenheit, dann ein Wortwechsel, endlich ein Wortgefecht, in dem Beleidigungen und Kränkungen wie giftige Pfeile hin und wieder fliegen. O wie spiß sind diese Pfeile! Wie verwunden sie tief, ja oft tödtlich! Mir sagte einst Berthold Auerbach: „Man hüte sich im ehelichen Leben vor dem ersten harten Wort! Ist dies einmal den Lippen entflohen, wer will die nachfolgenden im Laufe der Jahre zählen? Diese unbedachten, im Zorne gesprochenen Worte sind oft die tödtlichsten Feinde des Hausfriedens.“ Sie, liebe Freundin, mögen es heute noch bei Ihrem jungen Eheglück für schier unmöglich halten, daß überhaupt jemals ein Zorneswort den Lippen entschlüpfen könne. Wer aber erwägt all' jene Vorkommnisse, die in der Zeiten Hintergründe schlummern? Schön und recht ist es, namentlich für die Frau, sich zu accommodiren, nachzugeben, zu beschwichtigen, doch — leider giebt es Verhältnisse, in denen selbst ein Engel Geduld und Ruhe verlieren könnte. Nicht immer ziemt der Frau sanfte Nachgiebigkeit; „um des lieben Hausfriedens willen“ jedes Opfer bringen läßt nur zu oft auf Schwäche schließen. Der Frau ziemt es, sieht sie ihre Zukunft gefährdet, ihre Familienehre bedroht, sich unwürdigen Zumuthungen zu widersetzen; ein kurzer Kampf ist besser als eine lebenslängliche Knechtschaft; oft ist der Kampf, der die Meinungen klärt, auch zugleich der Uebergang zum dauernden Frieden. Glauben Sie es, werthe Leserin, jedes stetige, bleibende Glück will durch irgend einen Läuterungsproceß erst gewonnen, erkaufte werden. Wie Gewitter die Luft reinigen, so klären jene Wolken, die zeitweise den echten, sonnigen Hausfrieden verjagen, die Atmosphäre, in der wirkliches Eheglück gedeihen soll. — Schauen Sie um sich von der Hütte zum Thron! Ohne Kampf kein dauernder Friede! Die Alten opferten auf den Altären des Hauses den Friedensgöttern; ein sinniger, schöner Brauch! Thun wir desgleichen! Opfern wir jede Selbstsucht, jedes eigenwillige Streben! Verbannen wir Neid und Mißgunst aus unseren Herzen, lassen wir einziehen Opferfreudigkeit, Nachsicht, Liebe! Seien wir verständlich und einsichtsvoll, damit ein reiner, heller belebender Ton unser Haus durchdringe, der Ton des Friedens, des leider nur zu oft unterschätzten, doch alle Zeit zu wahren Glück unentbehrlichen Hausfriedens. M. de L.

Die Palmen im Zimmer. Die Palmen sind baumartige, zuweilen auch strauchartige, selbst kletternde Gewächse mit einfachem Stamm ohne Aeste (mit Ausnahme der Hypphaena, die sogen. Gabeläste entwickelt), deren Blätter, gewöhnlich Wedel genannt, sich stets am Ende des Stod's entwickeln, indem sich aus der Mitte einer großen Gipselknospe fortwährend die jungen Herztriebe herauschieben und endlich eine mächtige Blattkrone bilden. Zwischen den Wedelstielen kommen die verästelten rispigen Blüten- und Fruchtstände aus einer großen lederartigen oder holzigen kahnförmigen Blütenheide hervor, meist nur gering an Größe, aber an Zahl oft sehr groß. Eine Dattelpalme hat gewöhnlich 12,000 männliche Blüten und A. von Humboldt berechnete an einem Stamme der schwarzfarnigen Delpalme *Elaeis melanococca* Gaertn. 600,000 Blüten.

Die Palmen gehören wildwachsend, mit Ausnahme von 40 Arten, den Tropen an; sie gehen nicht weit über die Wendekreise in den beiden tropischen und subtropischen Zonen hinaus, ungefähr bis zum 44.° nördlicher und 35.° südlicher Breite. Die Hälfte der vorhandenen, etwa 1000 Palmen-

arten kommt in Amerika vor, die andere Hälfte gehört der Alten Welt an, aber nur eine Art, die Zwergpalme *Chamaerops humilis* L., ist auch in Südeuropa einheimisch, und die Dattelpalme wird hier auch des Nogens halber angebaut; zahlreiche der härteren Arten zieren auch die Gärten Italiens, Südfrankreichs u. a. — Die meisten Palmen finden sich in der Ebene der Tropenzone mit einer mittleren Temperatur von $+21-24^{\circ}$ R.; doch kommen auch in den Anden noch mehrere Palmen vor, besonders die Anden-Wachspalme *Ceroxylon andicola* Humb. in einer Höhe von 2500—3000 Meter über dem Meere, wo die mittlere Temperatur kaum 11° R. beträgt. — Ueberall geben die Palmen, welche Linné die Fürsten des Pflanzenreichs nennt, wegen ihrer majestätischen Gestalt dem Wilde der Landschaft ein eigenthümliches Gepräge. Sie wachsen nur selten in größeren reinen Beständen; meist stehen sie einzeln oder mehrere zusammen in kleinen Gruppen, welche die nur niedrige Pflanzenwelt der Ebenen, Küsten und Flußufer unterbrechen, oder sie wachsen in den Wäldern mit anderen Bäumen untermischt.

Die Palmen gehören für die Bewohner der Tropen zu den nützlichsten Pflanzen, wo sie Millionen von Menschen und Thieren ernähren. Namentlich hängt das Leben z. B. der Bewohner der Südsee-Inseln von der Kokospalme (*Cocos nucifera* L.) und das der Guaraunen, am Orinoko in Brasilien, hauptsächlich von der Wein- oder Morispalme *Mauritia vinifera* Mart. ab,*) deren Inneres schwammartig weich ist und eine Art Sago liefert, welcher in Scheiben geschnitten und wie Brot gegessen wird; auch das Fleisch und der Kern der Früchte der Größe des Hühnerereis werden gegessen; der Saft der unentwickelten Blüthenhüllen liefert den süßen, betäubenden Palmwein; die Oberhaut der Blätter giebt vortreffliche Schnüre und Rege und der äußere Theil des Stammes dient zu Brettern. Aus den Blattstielen machen sich die Einwohner Hängematten, spannen sie von Stamm zu Stamm und leben auf ihnen und von den Bäumen während der Regenzeit und während das Land vom Strome überschwemmt ist. — Aehnlich wie die Morispalme werden auch andere Arten ausgenutzt, diese in der einen, jene in der andern Weise, wobei noch die allgemein gebräuchliche Benutzung der Blätter für das Dach von Hütten der Bewohner Beachtung verdient.

Als Zimmerpflanzen sind die Palmen erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit bekannt, erfreuen sich aber jetzt allgemeiner Beliebtheit, weil ihr Gedeihen bei nur einiger Sorgfalt in der Pflanze dem Pflanzenfreunde durchaus keine Schwierigkeit bereitet.

Die natürlichste, ja fast einzig mögliche Fortpflanzungsweise ist bei den Palmen (nicht Zapfenpalmen oder Zykadeen) die durch Samen, der, aus dem Heimathlande direct eingeführt, am besten im Winter in Samen-Schalen mit Sägespänen von Kiefernholz oder mit Kotosnuffasfer-Absfall gesät und in eine Temperatur von $+20-25^{\circ}$ R. gestellt wird; er bleibt in diesem seinem ersten Gefäß, bis er das erste, selbst zweite Blatt (außer dem Samenblatt) gebildet hat, die stets einfach und mit Nerven versehen sind, die gegen die Spitze hin zusammenlaufen; erst später erscheinen die zusammengesetzten (der Fiederpalmen) oder gespaltenen Blätter der Fächerpalmen. Bei den jungen Pflanzen darf der Samentern, der mit dem Keimblatt und Stengel in die Höhe geht, nicht eher entfernt werden, als bis das Glied, welches ihn mit der Pflanze verbindet, vertrocknet ist; eine vorzeitige Entfernung desselben hat noch immer die Pflanze verunstaltet oder ganz verdorben. Beim Aussäen legt man gewöhnlich mehrere Körner in

eine Samenschale; doch wolle man nicht mit Sicherheit auf die Keimkraft jedes Samenforts rechnen, denn die Samen werden gewöhnlich im Vaterlande, aber nicht immer unzweifelhaft reif geerntet; außerdem geht ihre Keimkraft oft durch schlechte Verpackung und eine lange Reise verloren. Es empfiehlt sich deshalb der Ankauf junger Pflanzen, die z. B. bei Haage & Schmidt in Erfurt in großer Auswahl und billig zu haben sind.

Beim Verpflanzen gebe man den Palmen nur mäßig große Töpfe von gewöhnlicher Höhe, deren Boden man mit Topfscherben oder kleinen Ziegelstücken und diese mit Moos belegt, und darauf eine Erdmischung von halberfaultem Laub, gut verrotteter Mistbeeteerde, Sand und ein wenig Osenruß, auch einige kleine Stücken von Holzstohle, besser noch von Mauerziegeln, welche die Erde locker und gleichmäßig feucht halten und von den Wurzeln gern aufgesucht werden. Von letzteren schneide man die verfaulten oder sonst beschädigten vorsichtig heraus, lasse aber die anderen durchaus unberührt. — Das Verpflanzen kann, außer im Winter, zu jeder Zeit geschehen.

Das Gedeihen nicht ganz junger Palmen wird ganz besonders gefördert, wenn man zur Zeit des lebhaftesten Wachstums den Wurzelhals, der sich gewöhnlich über den Erdboden erhebt, und die dann sichtbaren Wurzeln mit einem Kranz von frischem Kuhmist mit Erde umgiebt und diesen mit Stumpmoos bedeckt. — Im Sommer, ganz besonders aber während des Wachstums, gieße man oft, reichlich und immer durchdringend, im Winter weniger, aber niemals eher, als bis die Oberfläche des Bodens trocken geworden und stets mit überschlagendem Wasser, das wenigstens die Temperatur des Raumes haben muß, in dem die Pflanze steht. Während des Sommers kann man die aus den subtropischen Ländern stammenden Palmen im Freien aufstellen, am besten im Halbschatten getrennt stehender Bäume und gruppenweise, besonders schöne Exemplare auch einzeln, kleinere Pflanzen auf dem Balkon, wo sie gegen die Mittagssonne geschützt werden können. — Im Zimmer giebt man den Palmen einen möglichst isolirten, zwischen anderen Pflanzen einen erhöhten Standort; das Gaslicht und die Ausdünstung des Leuchtgases vertragen sie besser als die meisten anderen Pflanzen.

Die Spitzen der Blätter werden leicht trocken und müssen dann immer abgeschnitten werden. Den Staub sollte man immer mit einem weichen Schwamm oder wollebenen Lappen abwischen, auch wohl abwaschen und etwaiges Ungeziefer, z. B. Blattläuse, durch Ueberstreuen mit perflischem Insektenpulver, Schildläuse durch Abjagen vertilgen, wonach man die Blätter mit Seifenwasser reinigt. Ein gutes Mittel gegen das Ungeziefer auf Zimmer- und Gewächshauspflanzen ist der Dampf aus in Wasser kochenden Tabaksblättern, den man in geschlossenem Raume einige Stunden auf sie einwirken läßt.

Eine der schönsten Palmen ist *Attalea compta* Mart., die Piaßava-Palme aus Brasilien, die wie andere Arten der Gattung die aus den Stielen abgefallener Wedel entstandenen Fasern für sehr haltbare (Piaßava-) Wejen, auch für Kanonenwischer liefert. Die harten Fruchtschalen werden zu feinen Drechslerarbeiten benutzt. Der mit einer Krone feingehedelter, 5—6 Meter langer Wedel besetzte, bis 5—6 Meter hohe Stamm macht einen höchst eleganten Eindruck, doch gedeiht sie nur im warmen Wohnzimmer, besser noch im warmen Gewächshause.

Dagegen gehören folgende Arten zu den härtesten und schönsten Arten für die Zimmerkultur: *Livistona chinensis* Mart. (*Latania borbonica* Lam.) und *australis* Mart. (*Corypha australis* Rob. Br.), die chinesische und australische Schirmpalme mit runden fächerartigen, durch lange Stiele getragenen Blättern; *Chinensis* stammt von der Insel Bourbon, *Australis* von Neuholland.

*) Vergl. „*Annuaire*“ Synopsis der Pflanzentunde von Prof. Dr. A. B. Frank. III. Aufl. Hannover 1885. Hahn'sche Buchhandlung.

Phoenix farinifera Willd., die mehrlige Dattelpalme von Indien, wächst zwischen dem Ganges und Kap Comorin wild; der Stamm wird nur 30–60 Centimeter hoch, ist aber so von Blättern eingehüllt, daß das Ganze wie ein dichter Busch erscheint. Auch *Phoenix reclinata* Jacq., die zurückgeschlagene Dattelpalme vom Kap der guten Hoffnung, ist eine der besten und beliebtesten Zimmerpalmen; sie wächst in der Jugend sehr schnell und ist deshalb eine viel angebotene Markt- und Zierpflanze; ihre glänzend grünen Wedel streben zuerst nach oben, beschreiben dann von der Mitte ab einen eleganten Bogen und bieten bald ein höchst elegantes Ganzes dar. Außerdem sind *Phoenix leonensis* Lodd., die Dattelpalme von der Sierra Leona (Ober-Guinea), und *tenuis* Hort., die „dünne“ Dattelpalme, sehr dankbare Zimmerpflanzen. — *Rhapis flabelliformis* Ait., die fächerförmige *Rhapis* ist eine der ältesten Zimmerpflanzen vom südlichen China, die auch in Japan cultivirt wird; sie nimmt auch mit einem nicht durchaus hellen Standort vorlieb, scheint aber, wie wohl alle Palmen im Zimmer, die Zugluft. Schöner noch und kaum weniger hart ist die goldgelb gestreifte Varietät (*Rh. fl. sol. aureis-variegatis*). *Chamaedorea Schiedeana* Mart. ist die vielbeliebte Bergpalme von Mexiko, *Ch. excelsa* Thbg. die Hanfpalme von China und Japan. *Pritchardia filamentosa* Mart., die Pritchardie mit feinen Fäden aus Chile, ist eine höchst dekorative Palme von zäher Ausdauer und schnellem Wachsthum; die schönen handförmig getheilten Wedel tragen lang herabhängende weiße Fäden, die der Pflanze ein überaus zierliches Ansehen verleihen. *Acanthophoenix crinita* H. Wendl., die behaarte Stachelpalme von den Seychellen-Inseln, besitzt dicht mit schwarzen Dornen besetzte Blattstiele. *Vorschaffeltia splendida* H. Wendl., die glänzende Verschaffeltie von den Seychellen-Inseln, hat riesenhafte längliche, rhomboidenförmige, sich schirmartig ausbreitende Blätter von gelblich grüner Farbe; ihr Rand ist mit einem matt orangefarbenen Saume geziert; der Stamm ist mit langen schwarzen Stacheln besetzt. Schließlich sei noch der Gattung *Areca* L. gedacht, einer Gruppe ganz vorzüglicher Zimmerpalmen, die sich durch leichten schlanken Wuchs und zierlich gefiederte Wedel auszeichnen; Blätter und Wedelstiele haben röhrlig gestreifte Nerven. *A. sapida* Sol., die wohlschmeckende Areka- (Betel-) Palme von der Insel Norfolk, hat einen verkürzten Stamm und sehr breite gefiederte Blätter; sie ist sehr hart und braucht im Winter nicht mehr als 6–8° R. Wärme. *A. rubra* Bory, die rothe Arekapalme von der Insel Madagaskar, und *Alba* Bory, die weiße Arekapalme von der Insel Bourbon, sind die beliebtesten Arten der Gattung; auf hohem schlankem Stamm entwickeln sie eine prächtige Blattkrone mit meterlangen gefiederten Wedeln.

D. Hüttig.

Die Pflege der Haut. Eine ärztliche Aufklärung von Dr. Gollner. Unsere Haut hat drei wichtige Aufgaben zu erfüllen. Sie ist erstens die große Schutzdecke des Körpers, welche denselben bis zu einem gewissen Grade vor dem Eindringen schädlicher Stoffe schützen kann.

Zu dieser Eigenschaft wird die Haut befähigt durch ihren Reichthum an Talg- und Schweißdrüsen, welche sie in einem geschmeidigen Zustande erhalten und ihre Widerstandsfähigkeit und Undurchdringlichkeit in hohem Maße unterstützen; dazu kommt dann noch das feste Polster von elastischen Fasern und Fett unter der Haut. Die zweite Aufgabe, welche die Haut zu erfüllen hat, besteht in der Regulirung des Wassergehaltes des Körpers, indem sie sehr große Mengen von Flüssigkeit an seiner Oberfläche zur Verdampfung bringt. In dritter Linie endlich ist die Haut ein wichtiger Apparat für die Wärmeregulirung.

Durch ihre Fähigkeit, große Mengen von Wasserdampf abzugeben, schützt sie in erfolgreicher Weise den Körper gegen hohe Grade trockener Hitze. Durch die Verdampfung des Wassers findet eben die Wärmeregulirung statt. Daneben ist aber die Haut noch weiter im Stande, auch durch directe Wärmeabgabe von ihrer Oberfläche die Körperwärme zu reguliren.

Demgemäß wird diejenige Art und Weise der Hautpflege die beste sein, welche den physiologischen Aufgaben der Haut am meisten entspricht. Das Hauptmittel zur Pflege der Haut ist die Reinlichkeit; sie verhindert allein die Verstopfung der Poren, welche immer eine Spur von Fett liefern müssen, um die Oberfläche der Haut geschmeidig zu erhalten. Da das Waschen mit einer Entfernung dieses Fettes verbunden ist und die Abstoßung der oberflächlichsten Hautschicht begünstigt, so ist damit eine gewisse Anregung zur Hautthätigkeit verbunden, und es ist ersichtlich, daß ein übertriebenes Waschen nicht mehr als Schonungsmittel wirkt, sondern zu einem Reizmittel werden kann. Das wissen solche Damen wohl, welche ängstlich für ihren Teint besorgt sind, sie gerathen aus Furcht vor diesem Extrem leicht in das entgegengesetzte, sie waschen sich zu wenig.

Zum Waschen brauchen wir bekanntlich das Wasser, welches für die Hautpflege um so zweckdienlicher ist, je reiner es ist; daher zieht man Regenwasser allem anderen vor. Jede Beimischung muß, da nach dem Waschen immer eine gewisse Feuchtigkeit zurückbleibt, welche allmählich verdunstet, auf der Oberfläche niedergeschlagen bleiben und Verstopfung der Poren, Verschmierung der Hautfalten wieder begünstigen, welche wir grade verhindern wollten. Die Temperatur des Wassers ist keineswegs gleichgültig, für die Zwecke der Hautpflege ist eine niedrige Temperatur (10–15° C.) die richtige; je wärmer das Wasser wird, um so mehr wirkt es lodern und aufquellend auf die Haut.

Neben dem Wasser ist immer Seife erforderlich. Da dieselbe vielfach verfälscht wird und oft nicht vollständig neutral ist, so kann sie sehr reizend wirken; die Schmierseifen, welche immer stark alkalisch sind, muß man zu den Hautreizen rechnen. Eine gute Seife muß neutral und frei von fremden Beimengungen sein, namentlich von Kochsalz. Selbst bei den feinsten Toiletteseifen ist man nicht ganz sicher, daß sie ganz frei von Kochsalz sind. Um die schädlichen Seiten der Seifenwirkung zu vermeiden, hat man nach Waschwässern gegriffen, solcher Art hat man wohlriechende und angenehme dargestellt, aber sich doch nicht von der Seife befreien können; die Bittermandel-treme und ähnliche Präparate sind nur weiche Seifen.

Die wohlriechenden Wässer, welche keine Seife enthalten, sind dagegen wohlbeliebt, aber sie entsprechen unseren Zwecken meist nicht, weil sie alkoholische Beimengungen enthalten, welche immer austrocknend wirken. Auch diejenigen, welche im Wasser eine geringe Menge löslichen Aethers enthalten, sind nur mit Vorsicht zu brauchen, da der Aether der Haut das Fett viel energischer entzieht, wie dies bei der Waschung mit Seife je der Fall sein kann. Wie angenehm und nothwendig aber ein gewisser Fettgehalt der Haut ist, beweist der Umstand, daß der Luxur schon seit der ältesten Zeit die Haut mit „köstlichen Oelen“ zu salben liebte. Sehr empfehlenswerth ist der einfache Seifenschaum, welchen man auf die Haut bringt und dann abtrocknet. Auf diese Weise dürfte sich die weitgehendste Schonung der Haut erreichen lassen.

Aus dem oben Gesagten ergibt sich von selbst, daß der Gebrauch des Puders und der Schminken in keiner Weise für die Haut zuträglich sein kann, indem alle Schminken früher oder später die Haut spröde machen und Ausschläge begünstigen. Zuweilen will man die Haut mit einer schützenden Dede überziehen und dann sind Pomaden

und Oele am Plage. So reiben sich die südlichen Völker mit Oelen ein, um die Haut geschmeidiger zu machen und vor der zu starken Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen. Die Völker des Nordens dagegen reiben sich mit Speck und Thran ein und schaffen sich dadurch einen gewissen Schutz gegen die Einwirkung der Kälte.

Neben der Reinlichkeit ist die Lebensweise für die Pflege der Haut von weittragender Bedeutung. Bekannt ist es ja, wie sehr die Zartheit der Haut, der Teint, in denjenigen Gesellschaftsklassen erhöht ist, welche sich allen unangenehmen Eindrücken von außen entziehen können. Eine Dame, welche ihre Haut niemals einem kalten, rauhen Winde aussetzen braucht, kann sich viel leichter einen zarten Teint bewahren, als diejenige, welche auf ihre Haut die Schwankungen der Hitze und Kälte einwirken läßt. Das Resultat solcher Einwirkungen ist mit der Zeit immer eine Rötung der Haut, welche, so sehr sie ein Zeichen von kräftiger Gesundheit sein mag, doch von den Damen, welche einen schönen Teint zu besitzen wünschen, aufs Höchste gefürchtet wird. Schrofne Temperaturwechsel begünstigen die Entwicklung der Hautröthe, während eine gleichmäßige, besonders mittelwarme Temperatur Blässe erhält. — Von großer Bedeutung für die Pflege der Haut ist die Kleidung. Dieselbe hat zunächst den Zweck, die Abkühlung des Körpers zu verringern; sie ist also theils ein „Sparmittel“, weil sie einen Theil der Speisen, der zur Wärmebildung verwendet werden müßte, in unserem Stoffwechsel anderweitig zu verwerthen gestattet und den Verbrauch an Speise verringert; theils ist sie ein Schutzmittel gegen die Unbilden des Wetters und bewahrt uns dadurch vor Erkältung. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wählen wir unsere Bekleidung aus Leinen, Baumwolle, Seide oder Wolle, Leinen ist der beste, Wolle der schlechteste Wärmeleiter. Auch die Farbe der Kleidung ist nicht gleichgültig; wir wissen, daß die schwarzgefärbten Stoffe die größte Leitungsfähigkeit besitzen, dann folgen grün, roth und endlich weiß. Die Wollbekleidung wird also am besten schnelle Schwankungen in der Temperatur der Oberfläche der Haut verhüten. Will man die Wasserabgabe von der Haut begünstigen, so scheint dafür die Wolle am passendsten, weil sie am meisten Flüssigkeit aufnehmen kann, weniger kann dies Leinwand und noch weniger Baumwolle. Andererseits giebt Wolle am langsamsten ihr Wasser ab, dann folgt Leinwand und am schnellsten Baumwolle. So kommt es, daß der Wärmeverlust für den mit Baumwolle bekleideten Menschen der größte ist, für den mit Wolle bekleideten dagegen am geringsten. Da die Wolle auch, wie wir oben gesehen, die Verluste durch Leitung am besten herabsetzt, so ergiebt sich hieraus die Ueberlegenheit dieses Stoffes über alle anderen, sobald es sich darum handelt, den Körper vor den Schwankungen der Temperatur sicher zu stellen.

Zu unseren Illustrationen.

Ludwig II., König von Bayern, geb. 25. August 1845, gest. 14. Juni 1886 (siehe Artikel).

Durchfahrt des Königs Ludwig II. durch den Hofgarten. Originalzeichnung von F. J. Messerschmidt (siehe Artikel).

Krabbenfänger an der Nordsee. Nach dem Gemälde von J. Bodenstern. Die Fluth ist zurückgetreten. Wo eben noch die Wogen ihr lustiges Spiel getrieben, leuchtet jetzt der schmutziggelbe Sand zwischen glühenden Wasserlachen hervor. In der weiten Meeresbucht ruhen die Fischerboote. Bewegungslos liegen sie da, den Kumpf, die schlanken Masten und schwankenden Tauen in der glatten Fläche spiegelnd, auf der sie zu schweben scheinen; es ist, als sammelten sie Kräfte zum neuen Tagewerk, zum Kampf mit Wind und Wogen. Von ihrer Bemannung

sind sie verlassen. Wenn die Ebbe eingetreten ist, gilt es, die Schätze, welche das Meer zurückgelassen, zu bergen. Alt und Jung, Männer, Frauen und Kinder waten knietief im schlammigen Sand und Wasser, um mit Körben und Netzen auf jene kleinen Schalthiere, die Krabben, zu fahnden, von denen die Fluthwellen Unmengen an den Strand werfen. Abgesehen davon, daß die Krabbe dem Menschen eine wohlschmeckende Speise bietet, bildet sie den Lieblingsköder mehrerer Fischgattungen, vor Allem der viel und mit Recht geschätzten Flunder, überhaupt all der verschiedenen Arten der Buttten und Schollen.

Jene Angeln, welche von den langen, weit in's Meer hinaus gezogenen und dort verankerten Leinen herabhängen, sind meist mit Krabben gefodert; die Fische sind eben auch Feinschmecker.

Es ist ein buntes, bewegtes Bild, welches uns der Künstler in seinem Gemälde bietet. Der glühende Strand, dahinter die grünlich schimmernde See, auf deren Rücken die Boote ruhen, im Vordergrund die Gruppen der Fischer und Fischerinnen, emsig mit ihrem Tagewerk beschäftigt, und das Alles in das sonnige Licht des mattblauen nordischen Himmels getaucht, welcher sich weit draußen im Hintergrund mit dem Meere vermischt. Alles athmet Ruhe, Zufriedenheit, Schaffensfreudigkeit; in der kleinen Welt vor uns, wie sie uns Bodenstern geschaffen, waltet Frieden und Harmonie.

Miscellen.

* Der Pastor Baumgarten in Halle war bei dem Könige Friedrich Wilhelm I. als ein recht ansbündiger Socinianer verlaget worden, welcher öffentlich sich gerühmt, daß er es mit Wittenberg und Rom zugleich aufnehmen. Der König, dem die Socinianer Teufelsanbeter und Atheisten waren und der gar nicht anders vermuthete, als daß ein Mann von so starkem Geiste und so kriegerischer Gesinnung gewiß ein vortrefflicher Flügelmann für die Riesengarde sein müßte, befahl, mit umgehender Post den Pastor Baumgarten nach Potsdam zu schicken. Dieser, ein kleines Männchen von kränklichem Aussehen und verlegenen Wesen, wußte sich in die ihm wiederfahrne hohe Ehre gar nicht zu finden und stotterte auf die Fragen des Königs einige unverständliche Worte zitternd hervor. Der König aber, unwillig, sich so in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen, rief ihm entrüstet zu: „Schäm' Er sich was, so ein lütten (kleiner) Kerl und will ein Atheiste, ein Socinianer sein! Rad' er sich auf der Stelle wieder nach Hause!“ Baumgarten fuhr, eben so verblüfft, als er gekommen, wieder nach Halle, wo er erst später erfuhr, was die Veranlassung zu seiner Berufung nach Potsdam gewesen war.

* In einem Salon des Faubourg St. Germain stritten in der Gesellschaft zwei Parteien, ob der heilige Denis sein bekanntes und berühmtes Wunder, mit dem Kopfe unter dem Arme spazieren zu gehen, nur eine kurze Strecke, oder, wie die Uebertreibung will, bis zu der nach ihm benannten Kirche fortgesetzt habe. Der Streit wurde hitzig; jede Partei verfocht ihre Ansicht mit historischen und urkundlichen Gründen. Die hitzige, freidentende Dame des Hauses hörte schweigend zu; endlich rief sie dazwischen: „Meine Herren, in diesem Falle, glaube ich, heißt es: Ce n'est que le premier pas, qui corte“. Das Gespräch stockte, der Streit war zu Ende.

* Zur Zeit des großen Kurfürsten war am Berliner Hofe ein ungeschickter französischer Gesandter, Namens Verjus, dessen Unterhandlungen bald allgemein in Verzug kamen. Der gelehrte Buttman meinte, daß der um dieselbe Zeit in die deutsche Studentensprache aufgenommene Ausdruck: „einen in Verjus erklären“, von diesem Franzosen herstamme.

Technisches.

Der Zugtelegraph. Viel von sich reden macht eine Erfindung von Wilej Smith und Edison. Es handelt sich um einen Telegraphen-Apparat, welcher die Verbindung zwischen fahrenden Zügen und der nächsten Station und umgekehrt ermöglicht. Die Erfinder bedienen sich hierzu des gewöhnlichen Bahntelegraphen und zwar, ohne dessen Betrieb zu stören. Die für den Zug bestimmten Ströme springen von der Leitung auf die mit Blech überzogenen Wagen, bezw. von dem Dache dieser Wagen auf die Leitung über und gelangen alsdann nicht in einen Telegraphen-Apparat, sondern in ein Doppeltelefon, welches der empfangende Beamte an sein Ohr befestigt. Sie erzeugen nun in den Fernsprechern ein Summen gleich dem einer Stimmgabel und zwar in Dauerlängen, die den Punkten und Strichen des Morse-Alphabetes entsprechen. Dies setzt freilich sehr geübte Beamte voraus und wir bezweifeln daher, daß die Einrichtung zur allgemeinen Einführung gelangt. Die Kosten stehen zu dem damit Erreichbaren in keinem richtigen Verhältnis. G. v. M.

Zum Schiffsignalwesen. E. Kaselowsky in Berlin verbauten wir ein wohlbedachtes System von elektrischen Nachsignalen für Schiffe, welches dazu bestimmt ist, die bisherigen Laternen zu ersetzen. Der Erfinder benutzt zu dem Zwecke die bekannte Eigenschaft der elektrischen Lampen, blühschnell zu erlöschen, sobald der Strom durchgelassen und ebenso auch zu verlöschen, wenn er abgesperrt wird. Außerdem erzielt er durch verschiedene Färbung der Glashüllen und verschiedene Gruppierung der Lampen bestimmte Wirkungen. Das Signalgeben erfolgt nach seinem System nicht in der alten Weise, wonach Lampen bezw. Flaggen von bestimmter Farbe und Stellung gewisse Sätze oder Worte bedeuten, sondern durch Anwendung des Morse-Alphabetes. Die Lampen erlöschen und verlöschen derart, daß die Licht- und Dunkelheitsperioden den Punkten und Strichen des allbekanntesten Alphabetes entsprechen. Dazu kommt, daß derselbe Apparat zugleich die Signale, als wären es gewöhnliche Telegramme, auf einem Papierstreifen vermerkt. Der Schiffscapitän behält damit einen untrüglichen Beleg über die abgefaßten Befehle und Nachrichten in Händen. Unter Umständen von Wichtigkeit! G. v. M.

Eine neue Sechsmaschine. Die Sechsmaschinen, das heißt, die Apparate, welche das Schriftsetzen erleichtern sollen, haben sich bisher nicht sonderlich bewährt und sind nur selten zur Einführung gelangt. Das lag wohl, neben anderen Mängeln zum Theil daran, daß sie nur einen Theil der Arbeit besorgen. Sie reihen zwar die Buchstaben aneinander und legen dieselben nach beendetem Druck wieder in die entsprechenden röhrenförmigen Fächer; das Ausschließen, das heißt das schwierige Geschäft des Ausbringens der Zeilen auf genau dieselbe Länge überließen sie aber großmüthig dem Menschen. Um so anerkannterwerther ist es, daß es einem Schweden, Namens Lagerman, gelungen ist, eine Maschine zu erfinden, die, wie wir aus eigener Anschauung bestätigen können, das Ausschließen vollkommen selbstthätig besorgt. Es grenzt an's Wunderbare, wenn man sieht, wie der Apparat, ohne irgend welches Eingreifen der Menschen, die Räume zwischen den Wörtern so lange durch Einschieben bezw. Herausnehmen von Metallstückchen erweitert bezw. verengt, bis

die Zeile genau dieselbe Länge besitzt wie die Vorgängerinnen. Hierauf ergreift der Apparat die fertige Zeile und reiht sie den bereits gesetzten an und zwar geschieht dies alles mit unglaublicher Geschwindigkeit. Gewiß ein Triumph der Mechanik!
G. v. M.

Silbenräthsel.

Von Eugen Willenius.

Aus nachstehenden 31 Silben sollen elf Worte so zusammengesetzt werden, daß deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines bekannten Geschichtschreibers, und deren Endbuchstaben, ebenfalls von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Dichters ergeben.

a ba bec co cau de de de dorj er er gen ha ha
i la le lei ni no nor o rah ros ri ris rald si ta
we zorn.

1. Stadt in Australien.
2. Componist.
3. Stadt der Normandie.
4. Altes Kleidungsstück für Frauen.
5. Baum.
6. Königreich.
7. Englischer Königsname.
8. Fluß.
9. Musikinstrument.
10. Verzeichniß.
11. Schlachtort.

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Kreizräthfels in Nr. 19.

Dreieck.

1. Rom.
2. Poe.

Sechseck.

1. Eduard.
2. Mozart.

Welt-Telephon.

B. K. in Kiel. Wir sind mit Ihren Sachen reichlich versehen und können deswegen von Ihrer Einwendung keinen Gebrauch machen. Hedwig K. in St. Westpreußen. Leider nicht zu verwenden.
G. Sill in A. Osterr. Schlesiens. Für Ihre freundlichen Sympathien vielen Dank. — Wenn der Begotus auch kühn und munter, so ist er doch noch nicht genügend in den Bügeln und macht rechts und links Seitenprünge.

Unbekannte in B. Solche Geheimnisse dürfen wir nicht verrathen, schreiben Sie doch an den Autor selbst, seine Adresse ist Ihnen ja bekannt.

Herrn A. v. B. in P. Auch uns hat das Schicksal L. II. tief berührt. Wir werden außer in diesem Hefte noch Mehreres über ihn veröffentlichten; der hohe ideale Jug seines Lebens darf nicht herabgezerrt werden.

Sportsmann in B. P. Sie haben vollständig Recht, in unserer schnelllebigen Zeit, in der ein Drängen und Jagen ist, will jeder seine Wege auf die für ihn und seine Mittel am wenigsten incommodirendste Weise, leicht, schnell und billig zurücklegen. Das Velociped ist kein Spiel, sondern ein Fahrzeug und sehr geeignet, Zeit und Geld zu sparen. Die in der vollkommensten Weise in Bezug auf Material, allernueste Construction, Gleitsystem, fabricirten F. D. Düssel & Proll'schen Velocipede sind in Deutschland nun schon zu Genüge bekannt und werden bei ungleich billigerem Preis von den besten englischen nicht übertroffen. Dieselben verursachen beim Fahren nur eine leichte gleichmäßige Bewegung und erfordern nur eine sehr geringe Kraftanwendung. Die Velocipedfabrik von F. D. Düssel & Proll in Dortmund erzielte an dem Gauverbands-Rennen zu Dortmund auf ihre Fabrikate drei erste Preise und drei zweite resp. dritte Preise.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden. — Verlag des Univerſum (E. Frieſe) in Dresden.
Druck von Neßger & Wittig in Leipzig.